

KAPITEL 7

REPARIEREN

UND

SELBER-

MACHEN ALS

TRANS-

FORMATIVE

PRAXIS

Was in den vorangegangenen Kapiteln eher gestreift wurde, soll nun in den Vordergrund treten: Die politische Dimension von Reparieren und Selbermachen als ‚Verhältnis-Reparatur‘. Im Vordergrund steht das transformative Potenzial der betrachteten Praktiken oder Praxisformen zur Veränderung von Produktions- und Konsumverhältnissen in Richtung einer Kultur der Nachhaltigkeit. Dabei geht es nicht um die ökologischen Nachhaltigkeitspotenziale, die mit den hier vorgenommenen qualitativen Tiefenbohrungen auch gar nicht betrachtet werden können. Die Frage lautet vielmehr, ob Reparieren und Selbermachen als soziale und gemeinschaftliche Praktiken tatsächlich so etwas sein können wie eine „zivilgesellschaftliche Reformstrategie, die ökologische und soziale Nachhaltigkeit mit einer von den Graswurzeln ausgehenden Politik der Nachhaltigkeit verbindet.“ (Bertling und Leggewie 2016: 280). Jürgen Bertling und Claus Leggewie entwickeln in ihrem Beitrag zum Sammelband „Die Welt reparieren“ ein schematisches Modell zur Beschreibung einer Reparaturkultur. Dabei formulieren sie materielle, kognitive und ökonomische Voraussetzungen für die Wiederkehr der eigenständigen Reparatur als kultivierte Technik, die einerseits sowohl von Narrativen und Geschichten über Reparieren und Mensch-Ding-Beziehungen getragen wird als auch andererseits von institutionellen Kontexten. Sie formulieren, davon ausgehend, eine Reihe von Forschungsfragen zu den Voraussetzungen, Bedingungen und Folgen der steigenden gesellschaftlichen Verbreitung von Reparieren als Teil einer „großen Transformation“ (Bertling und Leggewie 2016: 284). Wie schon zu Beginn dieses Buches ausgeführt (S. 14 ff), haben ähnliche Überlegungen zu den Potenzialen von Reparieren und Selbermachen sowie zum Bedarf an systematischen konzeptionellen Perspektiven und empirischen Beobachtungen unsere Auseinandersetzung mit der Thematik motiviert. Während in den vorangegangenen Kapiteln verschiedene normative Setzungen der betrachteten oder Bürgerforscher*innen, Akteur*innen sowie anderer Autor*innen zu den erwünschten Zielen von Reparieren und Selbermachen eingebracht und reflektiert wurden, entwickel und wende ich in diesem Kapitel gezielt eigene normative Rahmungen an.

Nachhaltigkeitsdiskurse und -experimente als Transformationsarena

Die gegenwärtige Transformationsdebatte lässt sich als eine Art Arena vorstellen, in der die Notwendigkeiten und Ziele der Transformation verhandelt und verschiedene Strategien ausgehandelt und erprobt werden. In dieser Arena werden konstant und dynamisch Systemwissen, Zielwissen und Transformationswissen als die drei zentralen Wissensformen der transdisziplinären Nachhaltigkeitsforschung (ProClim 1997) produziert. Systemwissen bezieht sich auf den Ist-Zustand und das Wissen zu den Ursachen, Zusammenhängen, Strukturen und Prozessen, die derzeitige Nachhaltigkeitsprobleme kennzeichnen. Zielwissen umfasst die normativen Bewertungen des Ist-Zustands und definiert auf die Zukunft gerichtete (erwünschte) Szenarien und orientiert sich dabei an gesellschaftlich ausgehandelten Grenzwerten, Leitbildern und ethischen Prinzipien. Transformationswissen ist das Wissen darüber, wie, ausgehend vom Ist-Zustand, ein Soll-Zustand erreicht werden kann, wie sich Verhältnisse verändern können und welche Rolle hierbei beispielsweise verschiedene Strategien, Praktiken oder Ereignisse spielen. In diese Arena platziere ich nun Reparieren und Selbermachen einerseits als transformative Praktiken an sich und andererseits als Forschungsgegenstand von Transformationsforschung, um hieraus wiederum System- und Transformationswissen zu generieren.

Als Ausgangslage der Betrachtung werden zunächst nichtnachhaltige *Verhältnisse* und die Unmöglichkeit von Nachhaltigkeit in selbigen problematisiert. Genauer formuliert, geht es um Produktions- und Konsumverhältnisse als begriffliche Klammer für die Strukturen und Praxen der Produktion, Distribution und Konsumption von Gütern und Artefakten sowie um die sie konstituierenden Regeln, Konventionen, Bewertungen und Bedeutungen. Diese Verhältnisse sind aus verschiedenen Gründen nicht nachhaltig und verunmöglichen oder zumindest erschweren nachhaltigere Praktiken im Verhältnis zu den Dingen (und damit den Ressourcen und Leistungen der

Natur). Ein Kernaspekt der Nichthaltigkeit ist der Widerspruch zwischen der Übernutzung von Ressourcen, die gleichzeitig die natürliche Lebensgrundlage darstellen. Im Folgenden werden verschiedene weitere Widersprüche innerhalb der Verhältnisse identifiziert und Reparieren und Selbermachen in ihrem Potenzial analysiert, an den problematischen Widersprüchen in Produktions- und Konsumverhältnissen (System) anzuschließen und diese zu verändern (Transformation). Um verschiedene Formen der kritischen und transformativen ‚Arbeit an den Verhältnissen‘ zu untersuchen, werden drei ‚Baustellen‘ identifiziert. Die Metapher der Baustelle wird deshalb gewählt, um den de- und rekonstruierenden Charakter der Arbeit an den Verhältnissen zu betonen. Die Baustellen werden mithilfe von drei Ansätzen kritischer Theorie definiert, welche die spezifischen Eigenschaften gegenwärtiger Verhältnisse problematisieren (Systemwissen) und vor deren Hintergrund spezifische Wirkungen kritischer und transformativer Praktiken beobachtet werden können (Transformationswissen).

Das Transformationswissen wird vor allem aus den empirischen Beobachtungen des Reparatul/tur-Projekts generiert. Nun wurde bereits in allen vorangehenden Kapiteln Reparieren und Selbermachen aus vielen (je nach Geschmack vielleicht sogar zu vielen) verschiedenen konzeptionellen Blickwinkeln heraus betrachtet. Die Frage ist also angebracht, warum nun noch mehr theoretisches Geschütz aufgefahren werden soll. Der Grund ist, dass im Folgenden versucht werden soll, mithilfe kritischer Theorie(n) Reparieren und Selbermachen zunächst als (potenzielle) kritische Praktiken zu rekonstruieren. Natürlich ist es eindeutig, dass insbesondere die organisierten Akteur*innen der Reparier- und Selbermachbewegung ihren Ausgangspunkt in einer Kritik der Verhältnisse nehmen. Im Folgenden soll jedoch versucht werden, noch stärker hinter die Intentionen zu blicken und Kritik als eine Performanz oder kritische Praxis zu betrachten. Kritische Praktiken dürfen daher nicht mit Praktiken der Kritik verwechselt werden. Mit kritischen Praktiken bezeichne ich soziomaterielle Arrangements und damit assoziierte Bedeutungen und Bewertungen, die sich an den Widersprüchen gegenwärtiger Verhältnisse ‚reiben‘ und sich der Performanz der Widersprüche (beispielweise Konsumieren um des Konsums willen, Bedürfnissteigerung ohne Bedarf) verweigern. Erst mit der Identifikation der ‚Reibungspunkte‘ lässt sich meines Erachtens genauer untersuchen, woraus

sich transformative Wirkungen entwickeln können. Die kritische Praxis hebt spezifische Probleme und Widersprüche hervor, die transformative Praxis experimentiert mit neuen oder veränderten Elementen, welche die Widersprüche auflösen oder überwinden sollen. In den vorhergehenden Kapiteln wurde bereits festgestellt, wie Reparieren und Selbermachen auch als Widerstand gegen die vorwiegend linearen Produktions- und Konsumsystemen verstanden werden können (Kapitel 3), wie sie als Care-Praktiken an der Fragilität und Ambivalenz soziomaterialer Verhältnisse arbeiten (Kapitel 5) oder wie Reparatur-Initiativen als Praxisgemeinschaften Räume der Emanzipation schaffen (Kapitel 6). Es wurde aber auch herausgearbeitet, dass Reparieren und Selbermachen zwar als Arbeit an/Bearbeitung von prekären Verhältnissen gesehen werden können, sie aber selbst in vielerlei Hinsicht prekär sind. Reparieren und Selbermachen kann aus vielen Gründen nicht gelingen und das liegt größtenteils an den Verhältnissen selbst, die sie zu verändern suchen. Wie können Reparieren und Selbermachen dann also überhaupt zu transformativen Praktiken werden?

Albert Einstein wird unterstellt, gesagt zu haben: „Probleme kann man niemals mit derselben Denkweise lösen, durch die sie entstanden sind.“ Mit diesem Zitat wird häufig Kritik daran geübt, dass die durch den intensiven Einsatz von Technologien verursachten Probleme durch den Einsatz neuer Technologien gelöst werden sollen. Mehr oder weniger sinngemäß ließe sich diese Feststellung auf die Paradoxie des Versuchs übertragen, reparaturverunmöglichte Verhältnisse durch Reparieren zu verändern: ‚Probleme kann man niemals mit derjenigen Handlungsweise lösen, die problematisch geworden ist.‘ Oberflächlich betrachtet, stehen Reparieren und Selbermachen, ob nun von einzelnen Menschen oder in Gemeinschaften ausgeführt – auf ähnliche verlorenem Posten wie andere Versuche, in nichtnachhaltigen Verhältnissen nachhaltig zu handeln. Um jedoch hinter eine oberflächliche Interpretation zu blicken, ist es unerlässlich, noch einmal systematisch auf den Punkt zu bringen, was und wie Reparieren und Selbermachen kritisch und transformativ wirken, wie die Sichtbarmachung, Wiederbelebung, Normalisierung oder Weiterverbreitung dieser Praxisformen die Verhältnisse verändern kann, die sie marginalisieren und erschweren. Kritische Theorie beziehungsweise kritische Theorie-Ansätze sollen im Folgenden dabei helfen, die Wahrnehmung dessen zu

schärfen, um welche Aspekte der Verhältnisse es sich genau handelt, die problematisch werden, und was Reparieren und Selbermachen zu ‚mehr‘ macht als marginalisierten Praxisformen. Dabei gehe ich davon aus, dass es für die Untersuchung, aber auch die Förderung der transformativen Wirkung wesentlich ist, Reparieren und Selbermachen zunächst in ihren Eigenschaften als kritische Praxis zu verstehen, die an spezifische Widersprüche gegenwärtiger Produktions- und Konsumverhältnisse anschließt und diese problematisiert. Diese Problematisierung bildet den Ausgangspunkt für transformative Experimente und Praktiken, welche die Widersprüche auflösen oder überwinden sollen.

Um Kritik und Transformativität aus unterschiedlichen Blickwinkeln heraus zu betrachten, nähere ich mich der Empirie aus der Perspektive von drei Ansätzen kritischer Theorie, die gewissermaßen das Handwerkszeug für die Untersuchung der Baustellen liefern. Diese wurden deshalb ausgewählt, weil sie die problematisierten Produktions- und Konsumverhältnisse und ihren Zusammenhang mit den in diesem Buch fokussierten Mensch-Ding-Verhältnissen und -Beziehungen aus verschiedenen Blickwinkeln heraus verstehen helfen.

Die erste Baustelle fokussiert die *Produktions- und Konsumverhältnisse* vor dem Hintergrund einer „Kritischen Theorie des Kapitalismus“ (Fraser 2019) und wie diese problematische Mensch-Ding-Verhältnisse konstituieren. Dabei orientiere ich mich an dem bereits in Kapitel 2 genannten historischen Materialismus sowie der Perspektive anderer kapitalismuskritischer Autor*innen (Karl Polanyi und Zygmunt Bauman). Diese Perspektiven nutze ich in sehr zugespitzter Weise dazu, um die Problematisierung von Reparieren und Selbermachen in der Markt- beziehungsweise Konsumgesellschaft zu skizzieren. Anhand empirischer Beobachtungen wird dargestellt, wie Reparieren und Selbermachen sich gegenwärtig als kritische Bewegung formieren und in den kapitalistischen Systemen der Produktion als widerständig und die kapitalistischen Logiken aufbrechend charakterisiert werden können.

Auf der zweiten Baustelle werden *Mensch-Ding-Beziehungen* mit Bezug auf die Resonanztheorie von Hartmut Rosa (2019) thematisiert. Dabei nehme ich den Anspruch der Resonanztheorie ernst, eine kritische Theorie zu sein, welche die Krisen der Gesellschaft und sozialer Ordnung(en) nicht nur erklärt, sondern diese auch (ideologie)kritisch betrachtet und der es darüber hinaus ge-

lingt, Anschlussstellen und Orientierungen für eine positive Überwindung der Krisen zu entwickeln (vgl. auch Henkel 2016). Ich nutze die Resonanztheorie, um mich dem Reparieren und Selbermachen als Teil von Biografien und alltäglichen Lebensführungen von der ‚positiven Seite‘ her, das heißt von einer Art Zielvorstellung für eine gelingende Mensch-Ding-Beziehung, zu nähern. Anhand von Kategorien oder Dimensionen, die, aufbauend auf Rosas Ausführungen, als Charakteristika gelingender Resonanzbeziehung qualifiziert werden können, wird untersucht, wie Reparieren und Selbermachen einen nachhaltigen Umgang mit Dingen sowohl als Teil einer gelingenden Ding- als auch Weltbeziehung fördern können.

Auf der letzten Baustelle zoomte ich mit einer More-than-human-Perspektive (vgl. auch Kapitel 2, S. 43ff) in *Mensch-Ding-Hybride* hinein und versuche, den Dingen und Menschen als miteinander agierenden Körpern in der Beobachtung mehr Raum zu geben. Dabei nutze ich Begriffe aus dem Werk von Donna Haraway (Haraway 1995, 2018), um insbesondere die Wiederherstellung und das Selbermachen von Dingen als potenzielle Überwindung von nichtnachhaltigen Dualismen von Menschen und Dingen zu untersuchen. Reparieren und Selbermachen entfalten sich in dieser Lesart als eine Performanz von „response-ability“, also der Fähigkeit, die ‚Bedürfnisse‘ von Dingen (der materialien Umwelt) zu begreifen und sich dieser anzunehmen.

Auf den drei Baustellen wird bewusst etwas hemdsärmelig agiert. Zu den als kritischen Theorien aufgerufenen Konzepten und ihren Autor*innen liegen umfassende Literaturen und empirische Forschungsarbeiten vor, denen ich an dieser Stelle in keinsten Weise gerecht werde. Ich entreibe den komplexen Ansätzen einige ihrer Elemente und Kategorien und spitze sie stark zu, um sie dann als Werkzeuge zur analytischen Bearbeitung der transformativen Baustellen zu nutzen. Hemdsärmeligkeit und spitzes Werkzeug sind aus meiner Sicht aber unabdingbar, um in der (bisweilen verstörenden) Komplexität und Umfassendheit der multiplen Krisen der Gegenwart die (befürchtet wenigen) Elemente herauszuarbeiten, die eine Erweiterung des Transformationswissens ermöglichen (und Grund zur Hoffnung auf Veränderung vermitteln).

Nachhaltigkeit als (unmögliche) kulturelle Praxis

Reparieren und Selbermachen wurden in den vorangegangenen Kapiteln oft als soziale Praktiken oder Praxisformen charakterisiert, das heißt als sinnhafte und zeitlich und/oder räumlich verknüpfte Verkettungen von sprachlichen und physischen Phänomenen, von Sagen und Tun (vgl. auch Hillebrandt 2014). Mit kultureller Praxis sind darüber hinaus Praxisformen gemeint, denen eine gewisse Geltung in der symbolischen, ästhetischen, praktischen und narrativen Ordnung einer Kultur beigemessen wird und die Relevanz für die kulturelle Identität haben. Kultur – verstanden als alles das, was Menschen gestaltend hervorbringen – wäre damit nicht auf den klassischen Kulturbetrieb begrenzt, sondern reicht weit in die alltägliche soziale Praxis, die Gestaltung sozialer Beziehungen und die Reproduktion sozialer Bedeutungen hinein. Nachhaltigkeit als kulturelle Praxis bedeutet vor diesem Hintergrund, dass normative Prinzipien des Leitbilds der Nachhaltigkeit zum einen als soziale Bedeutungen das praktische Sagen und Tun formen beziehungsweise sinnhaft rahmen und zum anderen einen symbolischen, ästhetischen und narrativen Geltungsanspruch erheben. Diese sehr breite und nahezu allumfassende Sichtweise einer Kultur der Nachhaltigkeit findet bisweilen auch in den Debatten um nachhaltige Entwicklung und die „Große Transformation zur Nachhaltigkeit“ (WBGU 2011) Verwendung. Diese thematisiert nicht weniger als einen „umfassenden Umbau aus Einsicht, Umsicht und Voraussicht“ (WBGU 2011: 5), der eine „Kultur der Achtsamkeit“ (aus ökologischer Verantwortung) mit einer „Kultur der Teilhabe“ (als demokratische Verantwortung) sowie einer „Kultur der Verpflichtung“ gegenüber zukünftigen Generationen (Zukunftsverantwortung) verbindet.

Diese normativen Leitideen kultureller Praxis scheinen in einem krassen Widerspruch zur gegenwärtigen (materiellen) Kultur zu stehen. Das zeigt sich nicht zuletzt in Fragen des Konsums. Trotz der starken medialen Aufmerksamkeit für Umweltthemen, des großen Umfangs an Wissen über die ökologischen und sozialen Folgen menschlichen Handelns und des steigenden beziehungsweise gleichbleibend hohem Umwelt-

bewusstseins (siehe etwa Belz et al. 2022), bleibt der individuelle ökologische Fußabdruck in Deutschland hoch. Das liegt nur in begrenztem Umfang daran, dass individuelle Spielräume zu wenig genutzt werden. Statt des „umfassenden Umbaus“ hat das Narrativ der Nachhaltigkeit auch im politischen Diskurs an normativer Kraft verloren, hat sich eine „Politik der Nichtnachhaltigkeit“ stabilisiert, die trotz ökopolitischer Rhetorik an Wachstumsimperativen und einem Ideal der (Wahl)freiheit und Selbstverwirklichung festhält (Blühdorn 2018). Produktions- und Konsumsysteme in hochindustrialisierten Ländern motivieren eher nichtnachhaltigen als nachhaltigen Konsum und im Alltag werden vielfältige Einladungen dazu ausgesprochen, eher mehr als weniger zu konsumieren: Ein Neukauf von Elektronikgeräten ist in vielen Fällen günstiger als die Reparatur, Städte sind oftmals auto- als fahrradfreundlicher, mehrfach verpackte Ware meist preisgünstiger als lose und es erscheint vielen bequemer, sich neue Kleidung nach Hause schicken zu lassen und diese bei Nichtgefallen zurückzuschicken, als sie im Laden anzuprobieren oder sie sich sogar selbst zu nähen.

Eine Kultur der Achtsamkeit und Verantwortung für ökologische Belange in Strukturen zu pflegen, die vor allem auf Basis von Unachtsamkeit und Verantwortungslosigkeit gegenüber der Reproduktionsfähigkeit und Stabilität von Ökosystemen etabliert wurden und diese Logiken in sich tragen, scheint ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Die Problematik wird dadurch noch verschärft, dass den Konsumgütern und Dienstleistungen die ökologischen Kosten nicht angesehen werden. Noch unsichtbarer als die ökologischen Kosten von Konsum sind die sozialen Kosten, die unter anderem durch die globale Hierarchisierung der Produktionsformen und die Auslagerung der Produktion in Billiglohnländer sowie die globale Ungleichverteilung der Umweltrisiken und Klimafolgen resultieren. Diesen Zustand der „Unübersichtlichkeit der Verhältnisse“ und die dadurch verursachte „Uneinlösbarkeit des Kant’schen Imperativ“ hat bereits Karl Polanyi als Folgen der „großen Transformation“ von der Agrar- hin zur Industriegesellschaft problematisiert (Polanyi 1973: 154). Die vermeintlichen Freiheiten, welche die Marktgesellschaft bietet, lassen sich mit Polanyi als negative Freiheiten bezeichnen, die zwar die Freiheit zur Wahl von Produkten bietet, aber nicht die Freiheit zur Wahl von Konsequenzen. Jede auch noch so einfache Alltagshandlung, wie das Heizen der Wohnung, der Kauf von Fleisch,

die Nutzung motorbetriebener Fahrzeuge oder das Trinken von Kaffee, hat sozial-ökologische Wirkungen, die zeitlich und geografisch weitreichend, aber für die einzelnen Handelnden kaum überschaubar geschweige denn in allen ihren Konsequenzen tragbar sind. Polanyi fragt vor diesem Hintergrund, „unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen Menschen mit dieser Freiheit überhaupt so umgehen können, dass sie anderen nicht schaden, sondern nützen.“ (Brie 2015: 42).

Polanyi sieht eine gesellschaftliche Umgestaltung deshalb als zwingend notwendig an, um Bedingungen zu schaffen, unter denen Menschen fähig sind, verantwortlich und solidarisch zu handeln und „es uns erlaubt wird, die unvermeidliche Last unserer Verantwortung für Zwang und die Einmischung in das Leben unserer Mitmenschen bewusst zu schultern“ (Polanyi 2005: 272).

Vor diesem Hintergrund widme ich mich im Folgenden der Frage, wie Reparieren und Selbermachen als kritische Praktiken über die Kritik eine gewisse Übersichtlichkeit über die Verhältnisse herstellen, um dann als transformative Praktiken an ihnen wirksam zu werden.

Erste Baustelle: Reparieren und Selbermachen als Bruch kapitalis- tischer Logiken

„Warum zwei Karls besser sind als einer“ betitelt Nancy Fraser (2019) ihren Beitrag zu einer kritischen Theorie des Kapitalismus und zeigt auf, wie die Ansätze von Karl Marx und Karl Polanyi miteinander kombiniert werden können, um einen „umfassenden Begriff des Kapitalismus als institutionalisierter sozialer Ordnung“ (Fraser 2019: 66) zu entwickeln. Wichtig ist dabei nach Fraeser zum einen, Krisen in ihrer strukturellen Verursachung durch die tiefliegenden Widersprüche der gegenwärtigen sozialen Ordnung zu untersuchen. Zum anderen muss eine kritische Theorie des Kapitalismus die sozialen Reaktionen auf die Widersprüche und Krisen aus einer lebensweltlichen und Handlungsperspektive heraus verstehen können, um schließlich eine emanzipatorische Perspektive für einen Ausweg aus der Krise zu eröffnen. Für Fraeser besteht der Vorteil einer

Kombination der Perspektiven von Karl Marx und Karl Polanyi darin, dass Ersterer die innersystemischen Widersprüche einer kapitalistischen Ökonomie aufzeigt (und dabei das Verhältnis zur Gesellschaft vernachlässigt), während Letzterer die intersystemischen Widersprüche im Verhältnis von Ökonomie, Gesellschaft und Natur einer Marktgesellschaft analysiert (jedoch die Rolle von Kapital(ismus) nicht behandelt). Ähnlich wie Fraeser, aber mit etwas anderen Konnotationen kombiniere ich einige Überlegungen der beiden kritischen Theoretiker, um zunächst Kommodifizierung beziehungsweise „Zur-Ware-Werden“ und kapitalistische Wertregimes als zwei Probleme gegenwärtiger Produktionsverhältnisse zu entwickeln, die eine Basis für die Beschleunigung und Linearität von Produktionsprozessen schaffen. Ich recurriere dann auf den Begriff der Konsumgesellschaft, um problematische Konsumverhältnisse als Folge und zugleich Stabilisierer der Produktionsverhältnisse zu fokussieren.

Problematische Produktionsverhältnisse

Obwohl Marx nicht explizit von Kommodifizierung spricht und Polanyi nicht vom Kapitalismus, entwickeln beide jedoch eine ähnliche oder zumindest komplementäre Problemsicht auf kapitalistische Verhältnisse. Wie in Kapitel 2 angesprochen (vgl. S. 38 ff), fokussiert Marx das Zur-Ware-Werden menschlicher Arbeit und ihrer Erzeugnisse (Marx 1872) und die hieraus resultierende Abgrenzung oder Entfremdung zwischen Menschen, ihrer produktiver Arbeit und ihren Bedürfnissen. Durch die Warenförmigkeit werden Arbeit und Produkt(ion) zur Verfügungsmasse kapitalistischer Akkumulation, die Qualität von Arbeit(sbedingungen) und Produkten werden abhängiger von Marktpreisen als von Bedarfen oder Bedürfnissen. Polanyis Begriff der Kommodifizierung (oder Kommerzialisierung, (Polanyi 1973; 2005) ist etwas breiter angelegt. Er beobachtet, wie die Einführung freier Märkte und die Umwandlung von Arbeit, Boden und Geld in „fiktive Waren“ im Kontext der industriellen Revolution nicht nur menschliche Arbeit, sondern auch die Arbeit der Natur (billig) verfügbar machten. Dies führte zwar zu wachsendem industriellem Fortschritt, brachte aber gleichzeitig eine wachsende soziale Ungleichheit und einen steigenden Ressourcenverbrauch mit sich. Im Zuge der von ihm beschriebenen Verallgemeinerung des Markt-

prinzips wurden wirtschaftliche Tauschprozesse nach und nach unabhängig von sozialen Beziehungen und natürlicher Reproduktions- und Regenerationsfähigkeit. Die sozialen Prozesse wurden hingegen abhängig von und bewertet nach wirtschaftlicher Zweckmäßigkeit. Während bei Marx die Kommodifizierung innerhalb des ökonomischen Systems problematisiert wird, ist es bei Polanyi die Kommodifizierung natürlicher und gesellschaftlicher Verhältnisse durch eine davon zuvor abgegrenzte Ökonomie. Diese Überformung oder Zurichtung von menschlicher Arbeit, den Erzeugnissen der Produktion sowie von Gesellschaft und Natur schlägt sich unter anderem in der Linearität gegenwärtiger Produktionsverhältnisse nieder. Die lineare Struktur der Wertschöpfung ermöglicht deshalb eine (aus ökonomisch-monetärer Sicht) Optimierung von Produktionsprozessen, weil sie die Schnittstellen und Rückkopplungen zwischen den einzelnen Phasen der Wertschöpfung gering hält und mit der Optimierung jeder Phase versucht, die Wertschöpfung in Form von Kapital zu erhöhen. Da alles in diesem Prozess zur Ware wird oder werden kann, lässt sich der Preis menschlicher und natürlicher Arbeit ‚nach unten optimieren‘. Natur kann als Quelle und Senke wirtschaftlicher Produktivität in steigendem Ausmaß übernutzt und überschmutzt werden, denn die linearen Produktionsprozesse und der Naturverbrauch am Anfang und am Ende der Wertschöpfungskette lassen sich global flexibel verteilen. Genauso kann auch die Ware Arbeitskraft flexibel auf dem globalen Markt ausgewählt werden, und zwar je nach Angebotslage, Einkommensniveau und Arbeitsschutzstandards. Nicht nur die Linearität der Produktionsverhältnisse, sondern auch die Eindimensionalität der Definition des Wertes der Wertschöpfung sind problematisch, da sie sich vorwiegend auf den (monetären) Mehrwert beziehen. Der Erhalt von Natur oder Gesundheit als Wert wird dem Erzielen und Steigern von monetärem Mehrwert untergeordnet. Das Wachstum industrieller Produktivität und materieller Wertschöpfung ist dabei nicht vornehmlich an Bedarf und Gebrauchswert orientiert. Denn auch dann, wenn einerseits in stetig steigendem Umfang ein enormes Spektrum an Gütern zur Verfügung steht, wird andererseits in hohem und steigendem Maße Schaden an menschlicher und ökologischer Gesundheit angerichtet, wobei sowohl Wertschöpfung als auch Schadschöpfung in der globalen Gesellschaft extrem ungleich verteilt sind. Kapitalistische Wertregimes formen darüber hinaus die gesellschaft-

lichen Bewertungen von Arbeit, denn auch dann, wenn Lohn- oder Erwerbsarbeit möglichst billig sein soll, erfährt sie dennoch als vermeintlicher Motor der wirtschaftlichen Produktivität höhere monetäre Wertschätzung und wirtschafts- oder arbeitspolitische Aufmerksamkeit als beispielsweise Hausarbeit oder Care-, Sorge- und soziale Arbeit. Für die Analyse von Reparieren und Selbermachen als potenziell kritische und transformative Praktiken leite ich drei Widersprüche kapitalistischer Produktions- und Konsumverhältnisse ab: (1) Der Widerspruch zwischen der linearen und beschleunigten Produktion und der Kreislauffähigkeit sowie dem Zeitbedarf natürlicher Regeneration als der Voraussetzung für Produktion; (2) der Widerspruch einer eindimensionalen Bewertungspraxis, die auf monetäre Werte fixiert ist und dabei die mehrdimensionale beziehungsweise komplexe Schadschöpfung abkoppelt, sich damit aber langfristig selbst gefährdet; (3) der Widerspruch, der dadurch erzeugt wird, dass reproduktive und damit werterhaltende oder -erneuernde Arbeit zugunsten kapitalistischer Wertabschöpfung abgewertet wird.

Während mit Marx und Polanyi vor allem einige Aspekte der problematischen Produktionsverhältnisse beschrieben werden konnten, wird sich mit Zygmunt Bauman den problematischen Konsumverhältnissen genähert.

Problematische Konsumverhältnisse

Zygmunt Bauman hat sich in seinem Werk mit einer Reihe unterschiedlichster Themen auseinandergesetzt (vgl. Junge und Kron 2014), seine Arbeiten zur Konsumgesellschaft sind durch die Kritik der politischen Ökonomie von Marx beeinflusst, bilden aber einen eigenen kapitalismuskritischen Ansatz aus. Die für uns zentrale Beobachtung Baumans besteht darin, dass mit dem zunehmenden ‚Produktionismus‘ der kapitalistischen Produktionsverhältnisse eine „konsumistische Revolution“ (Bauman 2009: 38) vonstatten- ging, durch welche die Gesellschaft zur Konsumgesellschaft wurde. Für Bauman ist Konsumismus eine idealtypische Bezeichnung für „eine Art gesellschaftliches Arrangement, das daraus resultiert, dass alltägliche, ständig vorhandene und gewissermaßen systemneutrale menschliche Bedürfnisse, Wünsche und Sehnsüchte zur entscheidenden Antriebs- und Triebkraft der Gesell-

schaft recycelt werden [...] Die Ära des „Konsumismus“ bricht [dann] an, wenn der Konsum jene Rolle als Dreh- und Angelpunkt übernimmt, die in der Gesellschaft von Produzenten die Arbeit spielte“ (Bauman 2007: 41). Das ist nach Bauman nicht einfach nur ein Effekt der Zurichtung der Gesellschaft durch den Kapitalismus, sondern folgt aus der schwindenden Ordnungsfunktion und normativen Orientierungswirkung des Staates zugunsten der Ordnungsmacht des Marktes. An die Stelle sozialer Bindung und Orientierung durch staatliche Ordnung treten die individuelle Konsumfreiheit und die konsumistische oder materialistische Selbstverwirklichung als Orientierungsziele. Ein konsumistischer Lebensstil ist dabei nicht eine Aneinanderreihung (vermeintlich) frei getroffener Entscheidungen, sondern wird zu einem „kohärenten Lebensprogramm“ (Bauman 2005: 204). Die Mitglieder einer Konsumgesellschaft sind in erster Linie Konsument*innen, deren konsumistische Leistung vorrangig definiert, wie viel Ansehen und Aufmerksamkeit sie genießen. Ein konsumistischer Lebensstil ist so normal wie wünschenswert. Konsum dient dabei nicht in erster Linie der Befriedigung von Bedürfnissen, Sehnsüchten und Wünschen, er markiert vielmehr die Suche nach Zugehörigkeit als Reaktion auf die Verunsicherung durch den Rückzug des Staates aus seiner Orientierungsfunktion. Über den Konsum wird sich eine Eintrittskarte in die Konsumgesellschaft erkaufte und er legitimiert die Existenz des Individuums in ihr. Nach Baumann sind nicht nur die Arbeiter*innen, sondern alle Mitglieder einer Gesellschaft zu einer Ware geworden, auch sie wurden kommodifiziert.

Um also den Produktionsismus beschleunigter und linearer Wertschöpfung zu rechtfertigen und zu stabilisieren, muss Konsumismus angeregt werden, müssen durch kontinuierliche Produkt- und Dienstleistungsinnovationen stetig Bedürfnisse gesteigert und neu geschaffen werden. Das Narrativ ‚wenn alle fleißig konsumieren, ist die Welt in Ordnung‘ ist in die materialistische Kultur eingeebrannt. Begriffe, wie ‚Konsumklima‘, stellen Konsum wie ein natürliches Phänomen dar und es wird suggeriert, dass es auf die Konsumleistung jeder und jedes Einzelnen ankommt, ob das ‚Klima‘ sich positiv oder negativ entwickelt. Die Ermöglichung von Konsum und einem gewissen materiellem Wohlstand ist gleichzeitig zum Hauptversprechen politischer Akteur*innen geworden und selbst Parteien, die für engagierten Umweltschutz oder soziale Gerechtigkeit stehen, schrecken vor Einschränkungen der Wahlfreiheit

als möglicher Zumutung einer konsumorientierten Gesellschaft zurück.

Der am Konsum ausgerichtete Mensch übernimmt in der eindimensionalen und linearen Welt der gegenwärtigen Produktionsverhältnisse vor allem die Rolle des Wertbegehrers und Wertvernichters. Das Begehren eines Guts durch direkte Nachfrage oder indirekte Präferenzäußerungen, wie sie die Marktforschung ermittelt, treibt den Preis und somit den Wert in die Höhe. Durch die – möglichst zügige – Wertvernichtung wird das neue beziehungsweise Ersatzgut begehrenswert. In dieser Welt wird aber nicht nur ständig und in hoher Geschwindigkeit Wert geschöpft, es wird auch in ebenso atemberaubendem Tempo Wertlosigkeit erzeugt. Gegenstände, Services, aber auch Wissen und Fähigkeiten werden durch die Einführung neuer Dinge schnell wieder obsolet, in beschleunigten Produktionsverhältnissen kann sich niemand des Neuheitswerts seiner Konsumleistung sicher sein. Der Handel spielt in diesem Zusammenhang eine ganz essenzielle Rolle: Durch kurze Austauschzyklen und eine riesige Bandbreite an Produkt- und Modellvariationen werden ein materieller Überfluss und Reichtum suggeriert, der zum Greifen nahe ist, und lange Ladenöffnungszeiten sowie Möglichkeiten des Online-Einkaufs per Mausklick machen den Reichtum leicht verfügbar.

Aus dieser bewusst überspitzten Charakterisierung gegenwärtiger Konsumverhältnisse leite ich ich einen vierten und fünften Widerspruch als Reibungspunkte kritischer Praxis ab. Das sind (4) der Widerspruch zwischen einer Anerkennungslogik, die vor allem die individuelle Konsumleistung bewertet, und Produktionsverhältnissen, die auf konstante Bedürfnissteigerung abzielen, wodurch Anerkennung stets prekär ist; und (5) die Widersprüchlichkeit in der sozialen Konstruktion von Konsument*innen, deren Wahlfreiheit oberste Priorität hat, die aber nicht frei wählen können (ob sie überhaupt konsumieren oder die Konsequenzen ihres Konsums tragen können) und die zwar ständig (Konsum)leistung erbringen müssen, aber eigentlich vorwiegend passive Wertvernichter sind.

In den folgenden Ausführungen werden Beobachtungen aus dem Projekt Repara/kul/tur in ihren potenziellen Eigenschaften als kritische und transformative Praktiken reflektiert. Die zitierten Text- und Bilddaten repräsentieren analytische Codes, die aus der offenen Kodierung des Materials stammen und im Folgenden entlang der oben skizzierten Widersprüche systematisiert werden.

Die Ergebnisse sind in drei Hauptüberschriften gegliedert, die wesentliche Charakteristiken kritischer und transformativer Praxis zusammenfassen.

„Irrationale Ökonomie“ und Durchbrechen von Linearität

Privates oder gemeinschaftliches Reparieren und Selbermachen wirken als regelmäßige oder sogar alltägliche Routinen vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Definition und Organisation von Wertschöpfung unökonomisch. In kapitalistischen Produktions- und Konsumverhältnissen sind solche Praktiken nur dann von Wert, wenn beispielsweise durch einen Do-It-Yourself-Trend eine Nachfrage nach neuen Produkten (Ratgeberbücher, Bastelsets, Werkzeug) oder Dienstleistungen entsteht und Menschen ihre Konsumleistung als „Craft Consumer“ (Campbell 2005) unter Beweis stellen können. Werden sie jedoch zur Routine und sind die Ausstattungbedarfe gesättigt, sind Reparieren und Selbermachen markt- und identitätsökonomisch quasi wertlos. Aber auch „alltagsökonomisch“ erscheinen Reparieren und Selbermachen wenig sinnvoll, wenn beide ohne Fachwissen und Ausrüstung umgesetzt werden, denn die Praktiken erfordern Energie, Zeit und oft auch Geld, wenn Werkzeuge oder Ersatzteile erst angeschafft werden müssen. Ein Neukauf hingegen lässt sich bereits mit wenigen Klicks online erledigen, ein attraktives Sonderangebot findet sich immer.

Reparieren und Selbermachen sind ökonomisch aus verschiedenen Gründen irrational, die Konterkarierung kulturell dominanter Ökonomismen ist aber für die Akteur*innen selbst ein Teil ihrer kritischen Praxis. Allein schon die Tatsache, einer vermeintlich ökonomisch sinnlosen Praxis zu frönen, widerlegt eine monetär fixierte Wertdefinition.

„Üblicherweise gibt man für eine Reparatur viel Geld aus, um den alten Zustand wieder zu erreichen. Deswegen ‚lohnt‘ sich in den Augen des Besitzers eine Reparatur eines Gegenstandes oft nicht, man kauft neu! Bei der Selbstreparatur ist das anders: Aus unserem Repair-Café tragen die Besitzer den alten und reparierten Gegenstand mit mehr Stolz und

Liebe zum Gerät nach Hause, als der Kauf eines neuen solchen ihnen jemals verschaffen könnte! Ab jetzt haben sie eine persönliche Beziehung zu ihrem Gegenstand – und gehen dementsprechend damit um.“

► Ausschnitt aus dem Forschungstagebuch von Sabine

Sabine hebt den Wert des Erhaltens und die dadurch aufgeladene Wertigkeit des Gegenstands hervor. Diese ließe sich nun auch ökonomisch deuten. Wenn professionelle Reparaturen zu teuer sind, ist die Frage der eigenen oder ehrenamtlichen Reparatur eher eine Frage der zeitlichen Ressourcen. Bereits der Weg in das Repair-Café ist dabei eine Zeitinvestition mit Risiko. Die Gäste müssen mindestens einen ganzen Abend für ihren Besuch reservieren, den Hin- und Rückweg sowie mögliche Wartezeiten in Kauf nehmen und sie tragen das volle Risiko, wenn die Reparatur nicht erfolgreich ist oder sogar neue Schäden verursacht. Diese Investition würde aber – bei einer ökonomischen Betrachtungsweise – den Wert des Gegenstands erhöhen, ohne große monetäre Kosten zu erzeugen. Bei Menschen, deren Alltag nicht durch Erwerbs- und Erziehungsarbeit prästrukturiert ist, verändert sich das Verhältnis von Zeitinvestition zu monetären Kosten. Sie sind bisweilen eher dazu bereit, einen ‚Umweg‘ über das Repair-Café in Kauf zu nehmen und können auf die Funktionstüchtigkeit von Dingen eine Zeit lang verzichten. Dies scheint die These der Irrationalität zu widerlegen, insbesondere dann, wenn Zeit als ökonomische Ressource mitbetrachtet wird. Solche Argumentationen spielten in den Gesprächen und Beobachtungen der Reparatuerakteur*innen aber kaum eine Rolle. Wurden Geschichten von Reparaturen oder auch Selberrmachprojekten erzählt oder reparierte Gegenstände beschrieben, dann waren vor allem der vorhandene oder entstehende emotionale Wert der Dinge, die Bedeutung der Dinge und die Veränderung der Mensch-Ding-Beziehung präsent.

„Ins Repair-Café kommen Menschen eben mit Dingen, die ihnen was wert sind. Die ihnen am Herzen liegen oder um die es zu kämpfen lohnt oder was auch immer. Und denen helfe ich jetzt, oder mache mit denen zusammen das Ding wieder ganz.“

► Matthias im Auswertungsgespräch

Handelt es sich also bei den Gegenständen, die in Reparaturinitiativen repariert werden, um Gegenstände von hohem emotionalen Wert, wie alte Erbstücke, Gegenstände mit hohem Erinnerungswert oder Lieblingsobjekte? Umfragen haben herausgefunden, dass am häufigsten kleine Küchengeräte, Haushaltsgeräte und Lampen (Charter und Keiller 2014) in Repair-Cafés gebracht werden. Geräte also, denen wir auf Anhieb keinen besonderen Wert zugestehen würden, sowohl monetär als auch symbolisch. Wertvolle Erinnerungen werden in der Regel eher nicht mit Toastern verbunden und Pürrierstäbe dienen nur bedingt als Statussymbol. Auch wenn Matthias in seiner Erzählung möglicherweise eher an einen Vinyl-Fan mit seinem alten Plattenspieler dachte, wird auch in den gemeinsamen Werkstätten immer wieder von einfachen Haushaltsgeräten gesprochen, die in das Repair-Café getragen werden: Erzählt wird dann von der jungem Frau mit dem verkalkten Wasserkocher, dem verstopften Staubsauger des älteren Herrn oder dem uralten Drucker des Bekannten. Es geht oft um Gegenstände, die gemeinhin eher als „Workhorses“ (Cox et al. 2013) gelten, die für einen niedrigen zweistelligen Betrag im Discounter um die Ecke angeboten werden und im Alltag eher möglichst reibungslos funktionieren sollen. Möglicherweise ist es aber genau das, was den erhaltenswerten Wert ausmacht: Der ‚existenzielle Wert‘, den diese Alltagsgegenstände für ihre Nutzer*innen entwickeln. In Kapitel 3 wurde bereits beschrieben, welche Rolle vermeintlich unscheinbare Alltagshelfer für die alltägliche Lebensführung spielen, für die Aufrechterhaltung von Routine und die Herstellung von Normalität. Beim Reparieren geht es bisweilen aber auch einfach nur um den Erhalt des Gegenstands an sich, auch wenn er seine eigentliche Funktion nicht mehr erfüllen kann, wie folgende Erzählung verdeutlicht.

„Aber wir erleben Situationen, wie jemand mit einem kaputten Sonnenschirm kommt, der mit dem Reparatuer gemeinsam eine Lösung findet, wie man dieses Ding wiederbeleben kann, dass er wenigstens aufgespannt noch für die Tomaten reicht. Auch wenn er sich nie wieder schließen lässt, weil dieser Mechanismus einfach kaputt ist. Also das sind tolle Sachen [,] die wir da erleben. [...] Also was wir definitiv ja machen [,] ist Mut machen, zu überlegen:

Muss wegwerfen jedes Mal sein? Oder geht nicht doch was.“

► Sabine im Auswertungsgespräch

„Gemeinsam wiederbeleben“ und „Mut machen, dass noch was geht“: Das Weiterleben des Gegenstands steht im Vordergrund, seine ursprünglich eingeschriebene Funktion wird gewissermaßen „überschrieben“ und es werden andere Funktionsweisen gefunden. Die Funktionalität eines Gegenstands wird zum Gradmesser der eigenen Wirksamkeit: Was geht noch? Das bedeutet in diesem Zusammenhang auch: Wie weit reichen meine eigenen Möglichkeiten? Es ist somit gewissermaßen auch die eigene Wertigkeit, die beim Erhalten eines Gegenstands erfahren und bestätigt wird. Das Hervorzuhebende dabei ist, dass die Wertigkeit von Mensch und Ding im Bereich der eigenen Selbstwirksamkeit begründet liegt, als außerhalb gesellschaftlich normalisierter Wertzuweisungen. Es wird eine Nische der Kreativität – im Sinne eigener Kreation von Wertigkeit – geschaffen, in der eine selbst definierte Form der Wertschöpfung betrieben werden kann.

Die körperliche Involviertheit in die eigene Wertschöpfung entfaltet darüber hinaus auch eine eigentümliche Wirksamkeit. Es geht nicht nur um den „Output“, das heißt den in irgendeiner Form erhaltenen Gegenstand, sondern das Tätig-Sein am Gegenstand an sich ist bereits wertig.

„Das Tun selber ist schon Teil der Belohnung, wenn man etwas gut macht und weiß, ich mache es gerade gut, weil ich mir Mühe gebe [...] das ist unmittelbar erfahrbar, weil man geht mit der Hand drüber und weiß, es ist jetzt eine Super-Oberfläche.“

► Axel in einer Gruppendiskussion

Die lineare Wertschöpfungslogik, die vor allem dem fertiggestellten, aber noch unbenutzten oder unberührten Gegenstand den höchsten Wert zuweist und versucht, den Gewinn zu Lasten der Ressourcen und des Arbeitslohns zu maximieren, wird schon damit widerlegt, dass bereits die Arbeit am Gegenstand zählt. Das Tätig-Werden am Gegenstand ermöglicht das unmittelbare und physische Erfahren der Wirksamkeit der eigenen Handlung und trägt zu einem mehrdimensionalen Wertigkeitsverständnis oder gar Wertigkeitserleben bei.

Mit dem Reparieren, aber auch dem Pflegen und Warten von Gegenständen wird der Wert kon-

tinuierlich neu aufgeladen. Die Nutzungs- und die Lebensdauer werden verlängert, es werden Nutzungskaskaden errichtet und der – dem Markt eher dienliche – konstante Wertverlust eines gebrauchten Gegenstands wird verhindert.

„Ich repariere gerne auch Sachen, die teuer hergestellt werden, aber wenn ich sie besitze und gerade behalten möchte, also [...] mein Messer [...] das habe ich schon ewig und das wird gepflegt und geschärft. Und das habe ich immer dabei.“

► Matthias im Auswertungsgespräch

Während Matthias hier von einem Lieblingsgegenstand spricht (siehe auch die Ausführungen zu Lieblingswerkzeugen in Kapitel 4), sind es in vielen Fällen auch sehr praktische, weniger emotional aufgeladene Dinge, die erhalten werden. Wie in Kapitel 3 näher beschrieben, wurde in den Selbstbeobachtungen auch thematisiert, wie und wo die Gegenstände lagern, die noch auf ihre Reparatur warten, die zunächst einmal in eine Warteposition versetzt werden. Die Abbildungen 35 bis 37 zeigen Sammlungen solcher wartenden Dinge.

Die Erzählkoffer enthalten eine Reihe von Bildern solcher und ähnlicher Sammlungen von Gegenständen, die an speziellen Orten, in Kisten und Kammern aufgehoben werden, um sie irgendwann zu reaktivieren. Das sind oftmals nicht nur Gegenstände, die repariert werden müssten, sondern auch solche, die – wie im Fall der Kabelsammlung oben – als Ersatzteile eingesetzt werden können. Die Sammlungen und Wartezimmer enthalten in vielen Fällen Elektrogeräte mit kaputten Schaltern, veralteter Software oder einem Reinigungsbedarf, aber auch Kleidung, die geflickt und ausgebessert werden muss. Oft sind es Gegenstände, die eigentlich nicht dringend gebraucht werden, weil es ohne sie geht oder schon ein Ersatz vorhanden ist. Oder es sind Dinge, die möglicherweise funktional obsolet sind, weil es das benötigte Ersatzteil oder Update gar nicht mehr gibt. Dennoch scheinen sie eine Art Zukunftsbonus zugewiesen zu bekommen, denn sie sind vielleicht ja nur unter den gegenwärtigen Umständen nicht mehr nutzbar und Umstände können sich ändern. Anstatt dass also die Dinge gehen, weil die Umstände ihre Nutzung nicht erlauben, bleiben die Dinge deshalb, weil Umstände ja veränderlich sind.

Das In-Wartehaltung-Versetzen ist eine Form, die Linearität gegenwärtiger Produktions- und

Konsumsysteme zu durchbrechen. Die Gegenstände werden zwar aktuell nicht genutzt, aber für die Nutzung verfügbar gehalten. Die betreffenden Personen legen sich gewissermaßen eigene ‚Bibliotheken der Dinge‘ an. Sie bilden Archive, die Gegenstände und Ressourcen für sich selbst, aber auch für andere verfügbar halten. Vor dem Wieder-Inwertsetzen durch die Reparatur kommt somit das Inwerthalten für eine noch nicht bestimmte oder bestimmbar Zukunft. Das Durchbrechen der Linearität setzt somit auf einer teils noch (zukunfts)offenen, dynamischen Wertdefinition auf, die neben der aktuell sowieso schon mehrdimensionalen Wertdefinition noch einige Platzhalter für Veränderungen aufweist.

Überwindung von Entfremdung und Wissenshierarchie durch Nähe

Die bereits beschriebenen Formen der Inwertsetzung und Inwerthaltung sind mit einer anderen Rolle und einem anderen Rollenverständnis der Akteur*innen in den Produktions- und Konsumsystemen verbunden. Die von außen auferlegte Passivität wird durch Akte der alternativen Zuweisung von Wert durchbrochen, durch das eigene Handanlegen an eigentlich verschlossene Gegenstände und durch die Rekonstruktion und aktive Veränderung von Designs. Die kritische Praxis ist mit einer Zurückweisung der Rolle als Konsument und Wertvernichter und einer Repositionierung in einer selbst geschaffenen Werterhaltungsnische verbunden.

In den Gesprächen und Diskussionen im Projekt war das Erleben von Körperlichkeit und körperlicher Wirksamkeit ein wiederkehrendes Motiv, zum einen durch die aktive, körperliche Auseinandersetzung mit Gegenständen und zum anderen durch das Verfolgen eigener, als kreativ empfundener Projekte, deren Rhythmus und Takt selbst bestimmt werden können.

SARIKA „Ich bin der festen Überzeugung, egal was man mit seinen Händen kreiert, man bringt die Energie in das Ding und ...

SABINE Du erzeugst damit automatisch Respekt vor dem Gegenstand, du hast dir ihn ja erarbeitet.“

► Sarika und Sabine in der Gruppendiskussion

Hier wird deutlich, dass zugleich eine körperliche und eine mentale Nähe zu den Dingen hergestellt werden. Dinge werden zu Trägern der Energie, die in der Auseinandersetzung mit ihnen auf sie übergeht. Die Arbeitsleistung wertet den Gegenstand aber nicht nur auf, es wird auch eine respektvolle Beziehung hergestellt. Der Respekt gegenüber dem Ding ist auch eine Art Respekt vor der eigenen Arbeit, die der Gegenstand der Person abgerungen hat. Den subjektiven Theorien einiger Bürgerforscher*innen zufolge besteht ein fast schon kausaler Zusammenhang zwischen der Auseinandersetzung mit dem Gegenstand und dessen Wertschätzung:

„Das führt zwangsläufig dazu, dass man sich mehr damit auseinandersetzt, wie man mit Ressourcen umgeht [,] und das wiederum führt dann zwangsläufig zu der Idee, mehr zu reparieren und weniger wegzuschmeißen. Das tut einem gut.“

► Axel in der Forschungswerkstatt

Genauso ist es aber auch möglich, dass die Auseinandersetzung mit Gegenständen zu persönlicher Frustration und Abwertung führt. Oft sind Gegenstände nur wenig zugänglich, sie verschließen sich quasi der Auseinandersetzung mit ihnen. In Kapitel 3 wurden verschiedene Fälle diskutiert, in denen sich der Wert eines Gegenstandes sowie der Respekt vor ihm nicht erarbeitet werden konnten, sondern sich an der Widerständigkeit des Designs eher abgearbeitet wurde. Die Folge war, dass der Respekt vor dem Gegenstand und vor allem vor dessen Hersteller eher abgenommen hat. Die Widerständigkeit des Dings entspricht dann der Widerständigkeit und den Beharrungskräften des Produktionssystems: Die Dinge und Verhältnisse sind nicht für die transformative Auseinandersetzung mit ihnen gemacht. Doch auch bei gescheiterten Projekten und Versuchen werden die in den gegenwärtigen Produktions- und Konsumsystemen eher deklassierten persönlichen Bedeutungen (wieder) hergestellt und die auferlegte Distanz zu den Wertschöpfungsprozessen wird überwunden. Allein die Hinwendung zum Gegenstand überwindet die von außen auferlegte Passivität. Das Öffnen eines Geräts öffnet auch prästrukturierte oder vordefinierte Rollen der Mensch-Ding-Beziehung (siehe auch Kapitel 2). Dies wird von den Akteuren auch als Selbstermächtigung empfunden.

„Das hat ein bisschen was mit [...] Selbstwert zu tun, beziehungsweise dieses ‚Das kann ich.‘ [...] Ich würde sagen, das ist eine Selbstermächtigung oder so. Sich nicht unterkriegen lassen, das ist auch so ein Element da drinnen, nicht aufgeben.“

► Conny im Auswertungsgespräch

Ein zentraler Aspekt der Überwindung der passiven und entfremdeten Rolle ist die (Re)aktivierung von praktischem Ding-Wissen. Neben der physischen Arbeit ist eine kognitive Arbeit vonnöten, nämlich die Aneignung von technischem, Funktions- und Materialwissen. In der Fachwelt wird unter dem Begriff „Reverse Engineering“ die verstehende Rekonstruktion des Aufbaus und Design sowie der Funktionalitäten eines Gerätes durch den physischen Vorgang des Auseinandernehmens verstanden. Auch wenn die meisten Formen der Aneignung praktischen Wissens nicht ganz so weit gehen, sind solche inversen oder rückwärtsgerichteten Rekonstruktionen – wie Kapitel 3 bis 5 zeigen – auch in mehr oder weniger alltäglichen Reparaturen zu finden. Ein sicherlich eher extremes Beispiel ist das Reparaturexperiment von Moritz, der verstehen wollte, warum ein Backofen nicht mehr funktionierte und auch eine vermeintlich professionelle Reparatur diesen nicht wiederherstellen konnte. Er rekonstruierte den elektrischen Schaltplan des Herdes und experimentierte mit den verschiedenen Schaltkreisen, bis er sowohl den technischen Fehler des Ofens als auch den des Reparateurs herausfinden konnte (siehe Abb. 9 in Kapitel 3).

Ein solches, quasi-wissenschaftliche Vorgehen durchbricht ebenso bestehende Wissenshierarchien wie einfache Bilddokumentationen des Auseinandernehmens eines Gegenstands, das Recherchieren von Video-Anleitungen auf iFixit.de oder der Austausch mit Reparatur*innen im Repair-Café. Allein das genaue Untersuchen eines immer wieder klemmenden Reißverschlusses oder der Ursachen eines Kurzschlusses führt schon weg von der reinen Nutzung, von der Rolle als reine*r Empfänger*in einer Leistung oder Verbraucher*in eines Werts. Das soll nicht heißen, dass jedes auch noch so kleine Nachforschen nach den Ursachen einer Fehlfunktion schon ein Akt der Ermächtigung und Befreiung aus aufgelegten Wissenshierarchien ist. Es soll eher darauf hindeuten, dass Passivität auch in alltäglichen Routinen und mithilfe eher unauffälligen Handlungen immer wieder durchbrochen wird

und durchbrochen werden muss. Aber auch aus diesen kleinen Brechungen und Rissen in der Rolle des passiv empfangenden und (ver)nutzenden Konsumierenden kann – wie in den vorangehenden Kapiteln gezeigt worden ist – potenziell eine kritische Praxis resultieren.

Fazit: Experimentieren in der Arena der Transformation

Reparierende und Selbermachende verrichten Eigenarbeit am Gegenstand, um ihn (wieder)herzustellen beziehungsweise seine weitere Nutzung/Verwendung zu ermöglichen. In der Perspektive der Akteur*innen der Reparatur- und Selbermachbewegung beteiligen sie sich damit nicht nur nicht an der ‚gängigen‘ Wertschöpfung, sondern sie entwickeln auch eine alternative, möglicherweise sogar postkapitalistische Wertschöpfungspraxis (vgl. Bettinger et al. 2020). Vor dem Hintergrund der Empirie wurde in diesem Kapitel reflektiert, an welchen Widersprüchen kapitalistischer und konsumistischer Verhältnisse sich eine potenziell postkapitalistische Praxis aufhängen und entwickeln kann. Diese fasse ich im Folgenden, und zwar auch unter Rückgriff auf Ergebnisse aus Kapitel 6, zusammen.

Die Kritik an linearen und beschleunigten Produktionsverhältnissen wird – wie bereits in Kapitel 6 geschildert – mit der Erzählung von der Wegwerfgesellschaft verbunden. Das achtlose und geringschätzende Wegwerfen wird als diejenige Praxis identifiziert, die innerhalb der eigenen Lebenswelt und Handlungsfähigkeit problematisierbar und transformierbar ist. Die transformative Praxis bricht mit den Logiken der Beschleunigung und Linearität, indem sie die Lebenszyklen von Dingen durch das Sammeln und Erhalten und die Schaffung von bedeutungsvollen, emotionalen und ‚Ewigkeitsdingen‘ verlangsamt und verlängert. Der Linearität wird eine Zirkularität entgegengesetzt, nicht nur durch das Wiedernutzbarmachen von Dingen, sondern auch durch das Inwerthalten beim Verstauen und Lagern. Die produktivistische Konstruktion von Obsoleszenz oder obsoleten Dingen wird damit dekonstruiert. Die eindimensionale, monetär fixierte Wertdefinition wird in der kritischen Praxis der Reparierenden und Selbermachenden ‚entrationalisiert‘ oder delegitimiert, indem sozio-

materielle Räume geschaffen werden, in denen konträre ‚Rationalitäten‘ und Wertdefinitionen gelten. Die transformative Wirkung der Praktiken besteht im Zelebrieren einer vermeintlich irrationalen Ökonomie, in der alternative Währungen entwickelt (siehe Ausführungen zum Gabentausch in Kapitel 6) und Werte neu ausgehandelt werden. Dieser Prozess ist experimentell und ergebnisoffen, denn der Raum ist offen für Unvorhergesehenes. Menschen bringen mit ihren Dingen auch ihre Geschichten und Biografien mit und erweitern das Spektrum möglicher Bewertungen. In der Auseinandersetzung mit den Dingen kann mit neuen Funktions- und Nutzungsweisen experimentiert werden. Somit können Wertigkeiten immer wieder neu entdeckt und zugewiesen werden, jedem vermeintlich obsoleten Ding, jeder Erinnerung und jeder körperlichen Fertigkeit kann potenziell etwas abgewonnen werden.

Das Sichtbarmachen und die Wiederaufwertung von Obsoletem und Marginalisiertem widersetzen sich als kritische Praxis der Abwertung von Care. Die vermeintlich obsolet gewordenen Dinge, Fertigkeiten, Erinnerungen, Wertigkeiten, Hinwendungs- und Handlungsweisen fügen sich zu einer Care-Assemblage, in der fast jede*r Mensch und jedes Ding seine Nische des Sich-Kümmerns finden kann: Wortkarge Technik-Profis, kommunikative Organisator*innen, Kuchenbäcker*innen, Geschichtenerzähler*innen, Dinge mit und ohne Geschichte, Luxusdinge und Billigprodukte. Auch Menschen, die einfach nur ihr Gerät repariert haben wollen und sich auf diese Weise um etwas für sie Bedeutungsvolles kümmern, und ihre ‚normalen‘ Haushaltsgeräte finden eine Nische.

Das konsumistische Handlungsprogramm der Konsumgesellschaft bildet insbesondere in den Räumen des Reparierens und Selbermachens eine Kontrastfolie, von der sich kritisch abgehoben wird. Mit Sicherheit genießen beispielsweise antike, teure oder kuriose Dinge in Repair-Cafés und komplizierte oder ästhetisch aufwendige Dinge in Offenen Werkstätten eine besondere Aufmerksamkeit. Auch in diesen Räumen werden über materielle Dinge Ansehen, Status und Identität kommuniziert und verhandelt. Doch unsere Beobachtungen verdeutlichen, dass es größtenteils demokratisch und integrativ zugeht: Jedes kaputte Ding und jedes Selbermach-Projekt sind grundsätzlich willkommen. Den billigen Kopfhörern oder dem alten Regenschirm wird sich vielleicht mit weniger Begeisterung, aber dennoch zugewandt. Was zählt, ist nicht Status, sondern

die Bedeutung, die das Ding erhält, indem es auf die Bühne der Werkstatt gebracht wurde. In Repair-Cafés und vielleicht viel mehr noch in Offenen Werkstätten geht es ohne Frage auch um Leistung: Wie viele Geräte werden repariert, wer hat das tollste Projekt und wie viele davon, wer kennt sich am besten aus? Auch wenn Konsumleistung wenig zählt, so wird doch eine gewisse Produktionsleistung erwartet, was – wie in Kapitel 6 diskutiert – das kritische und transformative Potenzial verstärken soll, aber auch gefährden kann. Doch viel mehr noch als die Leistung zählen die Auseinandersetzung mit und die Nähe zu den Dingen. Es geht darum, Dinge zu verstehen und nicht sie zu verwerten, sich auf sie einlassen und dabei vor allem ‚Ding-Bedürfnisse‘ wahrnehmen und die Konsumbedürfnisse hintenanzustellen.

Und schließlich werden die negativen Freiheiten der Konsumgesellschaft kritisch hinterfragt. Das kann explizite Formen annehmen, indem sich die Akteur*innen untereinander der Widersprüche kapitalistischer Freiheitsversprechen vergewissern. Die kritische Praxis der Auseinandersetzung mit den Widersprüchen negativer Freiheit besteht aber vor allem in der Akzeptanz der Zumutungen, die mit der Bearbeitung der Ursachen und Folgen der Konsumgesellschaft einhergehen. Reparieren und Selbermachen bedeuten, sich den Zumutungen der Obsoleszenz, unreparierbarer oder unzugänglicher Designs, fehlender Ersatzteile, teurer Materialien und Spezialwerkzeuge zu stellen und sich an ihnen abzarbeiten. Die Politik der Unzumutbarkeit nachhaltiger Lebensweisen wird damit durchkreuzt, dass sich die Akteur*innen selbst etwas zumuten, um nachhaltiger zu handeln. Die transformative Praxis besteht im Überwinden von Passivität durch die Aneignung von Wissen und Fertigkeiten, durch spekulatives Experimentieren mit Mensch-Mensch- und Mensch-Ding-Beziehungen, durch das Bilden von Gemeinschaften der Eigenarbeit und ihrer kollektiven Wissensproduktion.

Die hier zitierten empirischen Beispiele aus dem Repara/kul/tur-Projekt basieren auf Dokumenten, (Selbst)Beobachtungen und Diskussionen vorwiegend ‚bewegter‘ Akteur*innen. Die empirischen Daten haben (wie in Kapitel 1 angesprochen) eine gewisse Färbung und heben vor allem bestimmte, eher positiv konnotierte Facetten der sozialen Praxis des Reparierens und Selbermachens hervor. Sie überspitzen deren kritische und transformative Elemente, ähnlich wie mein Ab-

riss kritischer Theorien des Kapitalismus die Widersprüche der Produktions- und Konsumverhältnisse überspitzt. Diese Überspitzungen sind unerlässlich, um relevante Ordnungs- und Handlungslogiken herauszuschälen, auch wenn diese nicht ständig und überall wirksam sind. Die doppelte Zuspitzung hat aber gezeigt, worin eine postkapitalistische Wertschöpfung bestehen kann, auch wenn sie sicher nicht das ist, was allen Akteur*innen in den beobachteten Räumen als Motiv des eigenen Handelns vorschwebt. Besonders interessant ist die Entdeckung, dass die ‚Rückeroberung der Zumutung‘ als emanzipatorischer Akt charakterisiert werden kann. Die Untersuchung von Repair-Cafés und Offenen Werkstätten verleitet – auch uns – dazu, das Beobachtete bisweilen zu romantisieren und viele der vorangehenden Sätze können wie die Beschreibung einer wünschenswerten „realen Utopie“ (siehe Ausführungen zu Wright, S. 176) klingen. Tatsächlich sind Praktiken des In-Wert-Setzens, des Sich-Kümmerns oder der kollektiven Wissensproduktion immer auch anstrengend. In den vielen Begegnungen und Beobachtungen der gemeinsamen Forschung ging es oft um die Mühen und Anstrengungen, die mit dem Reparieren und Selbermachen verbunden sind. Die eigene Widerständigkeit gegenüber Produktions- und Konsumverhältnissen trifft auf ein starkes Beharrungsvermögen und das ist bisweilen körperlich spürbar. Alternatives Handeln ist stets auch eine Zumutung. Doch mit dem oder durch den Kraftakt wird bisweilen eine Form von Autonomie empfunden, die in Zeiten einer Politik, die nicht zumuten will, als emanzipatorisch verstanden werden kann. Die erste Baustelle wird mit einem Zitat verlassen, das diesen Zusammenhang auf den Punkt bringt.

**„Das kostet echt Überwindung und Zeit
[...] das kostet auch Selbstdisziplin.
Aber es gibt mir auch dieses Gefühl[,]
autark zu sein, also dieses Gefühl[,]
unabhängig zu sein. Ich kann durch jedes
Kaufhaus segeln, egal was da für Angebote
sind, das interessiert mich nicht
die Bohne. Warum soll ich wissen, wie
ein Waschmittel aussieht und duftet, wo
ich meins selbermache, dauert 10 Minuten,
aber du musst es draufhaben.“**

► Aussage in Gruppendiskussion,
Bürgerforscher*innen Sabine

Zweite Baustelle: Reparieren und Selbermachen als Arbeit an neuen Resonanz- verhältnissen

Die zweite Baustelle wird mithilfe von Hartmut Rosas „Soziologie der Weltbeziehung“ (2019) konstruiert und betrachtet. Nachdem in Kapitel 2 noch die Material Culture-Forschung im Spektrum der interessierenden Ansätze ‚zwischen‘ dem historischen Materialismus, der sich in der ersten Baustelle findet, und dem neuen Materialismus, der Werkzeuge für die dritte Baustelle liefert, platziert wurde, mag es verwundern, dass nun auch Hartmut Rosa zitiert wird und nicht beispielsweise Daniel Miller. Der Grund besteht darin, dass hier kritische Theorien im Vordergrund stehen sollen, die Produktions- und Konsumverhältnisse problematisieren und nicht ‚nur‘ erklären. Rosas Resonanztheorie lässt sich zwar nicht als Theorie der Materiellen Kultur bezeichnen, sie stellt aber die Frage nach den gesellschaftlichen Verhältnissen und ihrer Wirkung auf die Beziehungen zwischen Menschen und Dingen und der über Dinge vermittelten Beziehung zur Welt. Im Vergleich zum historischen Materialismus nimmt die Resonanztheorie – ähnlich wie die Material Culture-Forschung – die Dinge ‚ernst‘, sie betrachtet Körper und Dinge nicht nur als Spielbälle produktivistischer oder konsumistischer Verhältnisse, sondern als lebendige Teile von (Welt)Beziehungen und „vollzieht damit den *material turn* für die Kritische Theorie. (Henkel 2016: o.S.). Hartmut Rosa führt die Resonanztheorie als ein „romantisches Konzept“ ein, das sich als kritische Theorie mit der rationalistischen Weltsicht und ihren verdinglichenden Weltbegriffen von Berechnung, Beherrschung und Kontrolle auseinandersetzt (Rosa 2019: 293). Neben ihrer analytischen Bedeutung als Theorie der Weltbeziehung kann sie auch als normatives Konzept im Sinne eines Maßstabs für ein gelingendes Leben und die Fundierung einer Kritik der Resonanzverhältnisse dienen. Dabei steht nicht allein das individuelle Gelingen im Vordergrund, sondern vor allem

auch die sozialen Verhältnisse der modernen Gesellschaft, die mit ihren Institutionen, Praktiken und Formen der Vergesellschaftung den Aufbau stabiler Resonanzachsen ermöglichen oder verhindern.

Problematische Beziehungen

Auch bei Rosa gelten multiple Formen der Entfremdung als zentrales Phänomen der (kapitalistischen) Moderne. Rosa bescheinigt dieser, einen „pathologischen“ Beziehungszustand zu fördern (2019: 14), und zwar sowohl in der Beziehung von Menschen untereinander, zu den Dingen, zur Natur und zu sich selbst, was sich schließlich in den vielfältigen Krisen der Moderne (Umweltkrise, Demokratiekrise, Psychokrise) manifestiert. Diese Krisen sind von einer umfassenden Resonanzkrise als Symptom von Verhältnissen unterlegt, die Resonanzbeziehungen verunmöglichen oder erschweren.

Als Resonanz beschreibt Rosa eine spezifische Art des In-der-Welt-Seins und des Auf-die-Welt-Bezogeneins. Resonanz wird relational hergestellt, über das Aufeinander-Einschwingen und Einander-Antworten von Körper, Geist und Welt, Resonanzbeziehungen sind somit ein wechselseitiges „Berühren und Berührtwerden“ (Rosa 2019: 284). Die Aneignung von Dingen ist dabei kein Erlangen von Kontrolle, sondern vielmehr eine „Anverwandlung“, das Sich-Zu-Eigen-Machen eines Gegenübers ohne Besitzanspruch und mit der Bereitschaft, vom Gegenüber berührt und selbst verändert zu werden. Die Moderne ist hingegen von einer unaufhebbaren Eskalationstendenz gekennzeichnet und auf das Streben nach Kontrolle, Beherrschung und Reichweitenvergrößerung ausgerichtet. Resonanz wird dabei eher verhindert, denn die Voraussetzung für Resonanz Erfahrungen sind ein Sich-Einlassen auf einen unvorhersehbaren Prozess und das Mitschwingen-Können als Antwort auf ein wie auch immer geartetes Gegenüber.

Für die Betrachtung von Reparieren und Selbermachen als kritische und transformative Praktiken orientiere ich mich an den drei Resonanzachsen, auf denen sich Resonanzbeziehungen entwickeln können. Die horizontale Resonanzachse beschreibt dabei die Beziehungen zwischen Menschen, die vertikale Achse die Beziehung des Menschen zu sich selbst (dem eigenen Geist und Körper) und die diagonale Achse die Beziehungen

zwischen Menschen und der nichtmenschlichen Welt (Natur, Dinge etc.).

Für den Fokus auf Mensch-Ding-Beziehungen im Kontext von Mensch-Ding-Verhältnissen ist vor allem die diagonale Resonanzachse relevant. Der Industriekapitalismus generiert mit seinen Modi der massenhaften und zugleich individualisierbaren Produktion und dem hohen Innovationstempo eine enorme Fülle an Produkten. Das Streben nach einer möglichst breiten Auswahl und stetigen Erneuerung prägt die Produktion, den Handel und auch das Konsumerleben der Menschen. Auch wenn Menschen das Recherchieren und Anschaffen neuer Dinge als befriedigende Tätigkeiten erleben können, so sind diese nach Rosas Deutung keine Resonanzerfahrungen, sondern eher als eine Art Antizipation der Resonanz aufgrund der Aussicht auf die Nutzung der Dinge zu verstehen. Exzessives Shoppen ist nach Rosa Ausdruck eines enttäuschten Resonanzbegehrens, das sich in einem gesteigerten Objektbegehren äußert, es zielt auf die Vergrößerung der Weltreichweite und nicht auf die Suche nach Responsivität ab. Produkte und Dienstleistungen werden zwar mit einem gewissen Resonanzversprechen feilgeboten (siehe *vergleichend Ausführungen zum Gebrauchswertversprechen in Kapitel 2, S. 32*), damit wird Resonanz aber verdinglicht und in den Bereich des Kontrollierbaren und Beherrschbaren verschoben. Doch nicht nur die Resonanzfähigkeit der Menschen verringert sich, auch die der Dinge. Die steigende Technisierung, Miniaturisierung und Komplexität vieler Dinge, und zwar insbesondere im Bereich Elektronik, sorgen dafür, dass immer mehr Dinge des Alltags unzugänglich und schwer verstehbar sind. Sie lassen sich nicht öffnen, erweitern, umnutzen und erscheinen nach kurzer Zeit wieder austauschbar, weil sie sich nicht mehr auf dem neuesten Stand befinden. Gleichzeitig geht von vielen modernen Dingen eine zunehmende Kontrolle über die Nutzer*innen aus, über Designs, die nur spezifische Nutzungsmöglichkeiten gestatten, über eingeschriebene Obsoleszenz oder über Software gesteuerte Funktionen.

Die diagonale Resonanzachse reicht über die Mensch-Ding-Beziehungen hinaus in die Beziehungen zu anderen Dingen, zur Dingwelt und schließlich zur natürlichen Umwelt hinein. Auch diese weiter gefasste Resonanzbeziehung ist problematisch, was den Bezug zur Umwelt- und Nachhaltigkeitskrise herstellt. Die unmittelbare und massenhafte Verfügbarkeit von immer neuen Dingen vermittelt die Illusion einer Welt,

in der Ressourcen und menschliche Arbeitskraft unendlich verfügbar sind. Den Kund*innen eines Supermarkts, eines Modeladens oder eines Online-Shops steht in dieser Illusion die gesamte Welt offen und damit frei zur Verfügung. Die ‚echte‘ Welt mit den vielfältigen sozialen und ökologischen Problemen globalisierter industrieller Produktion ist dabei nicht sichtbar und spürbar. Die Konsumierenden können somit unberührt von den sozial-ökologischen Schäden moderner Produktions- und Konsumverhältnisse bleiben. Wichtig für die folgende Betrachtung ist, dass die Resonanztheorie zwar eine potenziell normativ konnotierte Analyse von Resonanzbeziehungen als gelingend oder nicht gelingend erlaubt, es hier jedoch nicht um normative Bewertungen von ‚guten‘ gegenüber ‚schlechten‘ Beziehungen gehen soll. Entfremdung und Resonanz schließen einander als Modi der Weltbeziehung nicht vollständig aus, es handelt sich um keine Entweder-Oder-Konstruktion. Es geht nicht darum, festzustellen oder anzustreben, dass Menschen in allen Beziehungen und Belangen Resonanz erleben, sondern um die Antwort auf die Frage, ob nachhaltige im Sinne von stabilen Resonanzachsen geschaffen werden (können). Auch wenn der Blick sich letztlich auf die gesellschaftlichen Verhältnisse als Resonanzverhältnisse richten soll, nutze ich die Resonanztheorie im Folgenden, um nach der Fokussierung der Gemeinschaften der Eigenarbeit in den Alltag des Reparierens und Selbermachens einzutauchen. Während in Kapitel 3 die (Un)Möglichkeit alltäglicher Reparatur, ihre Bedeutung und Wirksamkeit sowie die verschiedenen Formen alltäglichen Reparierens fokussiert wurden, werden an dieser Stelle hier die Mensch-Ding(e)-Beziehung beim Reparieren und Selbermachen sowie die (Un)Möglichkeit der Entwicklung einer Resonanzbeziehung untersucht.

Vor dem Hintergrund der Resonanztheorie stehen die Bearbeitung problematischer Resonanzverhältnisse und die Überwindung von Entfremdung im Vordergrund. Die hier interessierenden Widersprüche bestehen 1) im Streben nach Reichweitenvergrößerung bei gleichzeitig steigender Fremdbestimmtheit durch Innovationszyklen und Markttrends, was bedeutet, dass diese wiederum unkontrollierbar sind; 2) in der gewollten und geförderten Fremdheit und Austauschbarkeit von Dingen auf der einen und der hohen alltäglichen Relevanz von Dingen (und materieller Arrangements, Infrastrukturen, Technologien) sowie der gesellschaftlichen Relevanz des

Objektbegehrens auf der anderen Seite. Dinge dürfen hier zwar begehrt und angeschafft werden, aber besser nicht (langfristig) geliebt und behalten.

Anhand der Geschichten von drei Bürgerforscher*innen untersuche ich entlang der Resonanzachsen, wie alltägliche Eigenarbeit eine kritische, das heißt, dem Zugriff entfremdender Verhältnisse entzogene Praxis darstellen kann und welche transformativen Praktiken es vermögen, stabile Resonanzbeziehungen herzustellen. Die folgenden Geschichten wurden deshalb ausgewählt, weil sie aufzeigen, wie unterschiedlich kritische und transformative Praktiken gestaltet sein können.

Barbara: Reparieren als Hierarchiekritik

Barbara ist 68 Jahre alt und wohnt alleine in einer Großstadt in Ostdeutschland. Sie definiert sich selbst nicht als Reparateurin oder Selbermacherin, für sie ist Reparatur eher die pragmatische und naheliegendste Reaktion auf das Kaputtgehen eines Gegenstands. Barbara ist zu DDR-Zeiten aufgewachsen, in ihrem Zuhause wurde viel repariert und selbstgemacht, neue Möbel oder Kleidungsstücke wurden von lokalen Handwerker*innen erworben. In der Schule wurde Werkunterricht erteilt und regelmäßige Unterrichtstage an Produktionsstätten veranstaltet, bei denen Barbara verschiedene Handwerksberufe kennenlernen konnte. Als der Vater verstarb, hat Barbara die Aufgabe übernommen, handwerkliche Tätigkeiten und kleine Reparaturen im Haushalt durchzuführen. Barbara hat schließlich einen technischen Beruf erlernt und unter anderem als Fernmeldetechnikerin gearbeitet. Dabei musste sie sich oft an geschlechtsstereotypischen Zuweisungen abarbeiten, was sie aber auch zum Weiterlernen motivierte:

„Da war ich sauer. Das ist bei mir gewesen, während der Lehre, wenn der Lehrmeister gesagt hat: ‚Die Damen können das nicht.‘ Dann habe ich wirklich gelernt, was ich sonst nie gemacht habe.“

► Barbara im Auswertungsgespräch

Im Alltag nutzt Barbara ihre technischen Kompetenzen dazu, um einfache elektronische Dinge zu reparieren, Kabel zu verlegen oder etwas für ihre Enkelin zu basteln. Neben dem Reparieren sind auch das Warten und Pflegen von Gegenständen

für sie wichtig, sie versucht, ihre materielle Ausstattung in gutem Zustand zu halten. Für Barbara zeigt sich an der gesellschaftlichen Rolle von Reparieren und Selbermachen ein zentraler Unterschied zwischen ihrer Wahrnehmung von ‚früher‘ und ‚heute‘. Ihrer Wahrnehmung nach wird heute immer weniger selbst gebaut und repariert, auch die Reparatur als Dienstleistung ist weniger selbstverständlich. Sie ärgert sich regelmäßig über kurzlebige Dinge, nichtverfügbare Ersatzteile und undurchsichtige Reparaturrechnungen. Nun sind es die ‚reparaturunfreundlichen‘ Strukturen, an denen sie sich reibt, wie folgende Erzählung aus Barbaras Forschungstagebuch verdeutlicht (siehe auch Barbaras Geschichte als Beispiel für Care-Arbeit, S. 110 f):

„Das Tablet ließ sich nicht mehr aufladen. Ich war traurig und bin zu Saturn gegangen. Ein Kollege [Saturn-Mitarbeiter, Anm. der Verf.] sagte mir, dass das Ladegerät defekt ist und es keine mehr zu kaufen gibt. Ich dachte, das kann nicht sein [,] und schaute im Internet nach, natürlich konnte man das entsprechende Ladegerät kaufen. Nicht alles glauben, was einem sogenannte ‚Fachleute‘ berichten! Das neue Ladegerät funktionierte einwandfrei. Der Akku ließ sich nicht mehr voll aufladen. Im Internet fand ich auf youtube ein Video, wie man den Akku wechseln kann. [...] Da ich einen technischen Beruf gelernt hatte, habe ich mir den Akkutauch entsprechend dem Video zugetraut. [...] Es hat alles geklappt. Das Tablet funktioniert wieder. Triumph gegenüber dem ‚Fachmann‘ von Saturn, Geld gespart, ein neues Gerät wäre teurer. Stolz, dass ich das Gerät reparieren konnte.“

Für Barbara bildet das Reparieren als Teil ihres Gesamtrepertoires an technischen Fähigkeiten eine biografische Konstante, als Kind hat sie Reparieren und Selbermachen als alltägliche Routine und gesellschaftliche Normalität kennengelernt. Im Elternhaus wurde sie an die Eigenarbeit mit Technik herangeführt, in der Ausbildung und im Berufsleben hat sie Fertigkeiten erworben, die ihr heute noch zugutekommen. Für sie ist die Eigenarbeit nicht so sehr ein Resonieren oder Schwingen mit den Dingen (diagonale Achse), sondern mit sich selbst und ihrem Selbstverständnis als technisch versierte Person

(vertikale Achse). Sich mit den Dingen auseinanderzusetzen und nicht aufzuhören zu lernen, ist für sie auch ein Weg, sich gegenüber Konventionen und Hierarchien zu behaupten, die ihr die (technischen) Fähigkeiten absprechen wollen, sei es der Ausbilder oder der Saturn-Mitarbeiter. Ihre Gegenstände sind ihr wichtig und sie wendet viel Zeit für ihre Pflege und Wartung auf.

„Das lasse ich nicht liegen. Das gehört dazu. Also irgendetwas kaputtes lange herumliegen lassen, nein. Das mache ich nicht.“

► Barbara im Auswertungsgespräch

Hiermit reproduziert/verkörpert sie einerseits ihr Selbstbild, zeigt sich andererseits offen, und zwar im Sinne von ‚responsiv‘ gegenüber den Dingen, und widersteht den Wissenshierarchien der entfremdenden Produktionsverhältnisse. Sie lässt die Dinge dabei auch an sich herankommen und lässt eine Nähe zu, die konventionellen Vorstellungen widerspricht. So wählt Barbara beispielsweise einen alten Schreibtisch für die Beschreibung eines besonderen Gegenstands aus ihrem Zuhause aus, der ästhetisch nicht mehr den Konventionen entspricht, den sie aber schon seit der sechsten Klasse besitzt:

„Meine Eltern waren stolz auf den Schrank. Er war ein Gesellenstück und aus Holz und mit schönem Furnier. Statt gleich nach der Schule mit den Schulaufgaben zu beginnen, schaute ich immer erst die Fächer durch. Auch heute nach vier Umzügen sind die Fächer immer noch mit Krimskrams voll. Ebenso die Schubfächer. Die Schlösser an den Schubladen sind defekt, das Furnier ist zerkratzt und die obere Seite sogar etwas eingedellt. Eine Aufarbeitung würde sehr teuer werden. So sehen wir beide, der Schrank und ich eben nicht mehr so taufrisch aus.“

► Aufgabe „Besonderer Gegenstand“ aus Barbaras Erzählkoffer

Hier zeigt sich, dass die für Resonanz Erfahrungen wichtige Anverwandlung des Gegenübers auch bedeuten kann, Dinge (ebenso wie sich selbst) so zu lassen, wie sie sind und sie in ihrem So-Ge-wordensein anzuerkennen.

Die kritischen und transformativen Praktiken bestehen in Barbaras Fall vor allem in der Nichtakzeptanz und Überwindung von Hierarchien.

Dabei stehen die Wissenshierarchien im Vordergrund, aber auch hierarchische Kategorisierungen, wie neu-gebraucht, jung-alt, männlich / wissend-weiblich / unwissend oder Mensch-Ding. Genauso wie sich Barbara selbst nicht innerhalb sozialer Hierarchien abwerten lässt, hinterfragt sie auch die Hierarchie zwischen alten, (noch) gebrauchten Dingen gegenüber den neuen Angeboten. Sie ist den Dingen gegenüber nicht entfremdet-gleichgültig, sondern affizierend-emotional eingestellt. Sie lässt zu, dass ihr Dinge, wie der gebrauchte Tablet und der alte Schreibtisch, etwas bedeuten, also jenseits der Konventionen, die ihr schon längst das Entsorgen nahegelegt hätten. Barbaras Sich-Kümmern um die Dinge und ihre materiellen Umgebungen, das Dranbleiben und Sich-Affizieren überwinden alltäglich wirksame Hierarchien und wirken damit – zumindest bezogen auf Barbaras Alltag und Leben – transformativ.

Jochen: Sammeln und Basteln als anti-kapitalistische Praxis

Jochen ist Mitte Fünfzig und lebt zusammen mit Ehefrau und Sohn in einer ostdeutschen Großstadt. Jochen sieht sich vor allem als Bastler, der zwar viel repariert, die Reparaturen aber auch zum Anlass nimmt, um mit kreativen Reparaturwegen und Ersatzteillösungen zu experimentieren. Jochen erinnert sich an seine erste Reparatur im Alter von sechs Jahren, als er sein Fahrrad umgebaut hat. Er hat als Kind viel Zeit mit Basteln im Keller verbracht und – so wie auch heute noch – oftmals liegengelassene Dinge mit nach Hause genommen, um sie auseinanderzunehmen. Später kamen Fahrzeuge und Computer dazu, die frisiert, umgebaut oder einfach nur repariert wurden. Nach und nach hat er sich neben den eher handwerklichen Kompetenzen immer mehr technische und Software-Kompetenzen angeeignet und beispielsweise eigene Installationen hergestellt. Nach einem technisch orientierten Abitur und Fachhochschulabschluss ist er beruflich zunächst in den Messebau gegangen. Jochen geht heute einer Teilzeitbeschäftigung im Softwarebereich nach und verbringt seinen Alltag mit Haushaltsaufgaben, der Nachmittagsbetreuung seines Sohnes und weiterhin dem Basteln an Gegenständen. In der gemeinsamen Wohnung hat er ein eigenes Zimmer, das er zur Aufbewahrung

von kaputten Gegenständen nutzt, viele davon gefunden oder von anderen Menschen überlassen. Er hatte zeitweise weitere drei Garagen, in denen er Gegenstände aufbewahrte, reparierte oder an ihnen bastelte. Oft hilft er im Bekanntenkreis bei Reparaturen und arbeitet ehrenamtlich in einem Repair-Café, das Reparieren ist auch Teil seiner ‚Familienarbeit‘:

„Da das Kind das auch spannend findet, wenn Papa wieder was zerlegt, ist der auch immer dabei. Und meine Frau verkauft mich an ihre Freundinnen und sagt: das macht [Jochen] wieder ganz.“

► Jochen im Auswertungsgespräch

Für Jochen ist Reparieren ein ständiges Neuausloten von Grenzen und Möglichkeiten, die Nutzungsdauer von Dingen zu verlängern und damit dem Druck zu widerstehen, etwas Neues zu kaufen, auch wenn das bisweilen auf Unverständnis stößt:

„Ich repariere alles so lange [,] bis es nicht mehr geht. Also, der Staubsauger ist das beste Beispiel, da ist ja meine Frau der Meinung, den hätte ich schon vor 5 Jahren entsorgen sollen, weil der geht nicht ... der Schalter zum Einschalten geht nicht mehr. Deshalb hat er jetzt so einen Stecker mit einem Schalter dran, damit man ihn anschalten kann. Der Schlauch, der ist ordentlich mit Klebeband umwickelt, weil er Löcher hatte. Auf meinem 3D Drucker habe ich ein paar Spezialadapter gedruckt, damit der Schlauch nicht wieder immer aus der Aufnahme raus[rutscht].“

► Jochen im Auswertungsgespräch

Reparieren ist bei Jochen damit auch ‚Design-Hacking‘, eine kreative Umdeutung und Umformung vorgegebener Designs, um funktionale Obsoleszenz zu verhindern. Die Tätigkeit ist nicht immer auf die Wiederherstellung ausgerichtet, sondern eher ein Basteln am Ding, ein Experimentieren mit den Grenzen und Möglichkeiten der eigenen Kompetenzen und der Widerständigkeit des Designs. So wird Reparieren zu einem dynamischen Dialog zwischen Jochen und den kaputten Dingen, voller Fragen und Antworten, Problemen und Lösungen. Entlang der diagonalen Resonanzachse entsteht gewissermaßen nicht nur Resonanz, sondern vor allem

auch Reibung. Die Neugierde und das Balancieren zwischen möglichem Erfolg und drohender Frustration können auch als Form der Affizierung charakterisiert werden und damit als Jochens Weg, sich emotional zu involvieren:

„Meine Frau meint immer, wenn ich schlechte Laune habe: ‚Komm, such dir wieder irgendwas zum Bauen. Du brauchst wieder ein Erfolgserlebnis. Bau mal irgendwas zusammen, dass es wieder funktioniert, dann geht’s dir auch wieder besser.‘“

► Jochen im Auswertungsgespräch

An Jochens Geschichte lässt sich so etwas wie ‚praktischer Antikapitalismus‘ verdeutlichen. Durch das Sammeln von vermeintlich obsoleten Gegenständen unterbricht er den schnellen Durchlauf von Produkten und die Linearität von Produktionsverhältnissen. Die Rolle von Sammeln oder dem ‚In-Wert-halten‘ von Dingen als Formen postkapitalistischer, das heißt den Kapitalismus überwindender Wertschöpfung wurde bereits auf der ersten Baustelle beobachtet. Jochens Praxis (und nicht zwingend sein Denken oder seine Intention) zeigt darüber hinaus antikapitalistische Züge, weil sie den Logiken des Kapitalismus grundsätzlich entgegengesetzt ist. Etwas überspitzt formuliert: Für Jochen sind Obsoletes nützlich, Abfall erhaltenswert und Weggeworfenes interessant. Sein Konsum von Dingen dient nicht der Bedürfnissteigerung, sondern der Steigerung von Optionen auf Resonanzbeziehungen. Kein Ding ist ihm fremd, in allem steckt Potenzial, auch das Potenzial für Resonanz.

Sabine: Transformative Resonanzräume gestalten

Sabine ist Anfang sechzig und wohnt mit ihrem Mann und zwei fast erwachsenen Kindern in einer Großstadt in Süddeutschland. Sie beschreibt sich selbst als Selbermacherin, die in ihrem Leben viele dekorative sowie Gebrauchsgegenstände selbst hergestellt hat. In den letzten Jahren wurde der Anteil der Reparaturen in ihrem Alltag immer größer. Sie selbst begründet das mit ihrer zunehmenden Orientierung an einem nachhaltigen Leben:

„Inzwischen rutscht das ein bisschen hinten runter zugunsten des Reparierens. Das liegt aber zum Teil daran, dass man bei einem nachhaltigen Leben irgendwann genug Sachen hat.“

► Sabine im Auswertungsgespräch

Sabine ist in einem Zuhause aufgewachsen, in dem viel selbst gemacht wurde. Die Eltern haben Möbel hergestellt oder aufgewertet, genäht, gestrickt und repariert. Basteln, Handarbeiten und Schreinerarbeiten waren selbstverständliche Teile des Alltags. Sabine konnte im Alter von zehn Jahren bereits stricken, mit dreizehn hat sie sich selbst eine Bluse genäht. Als Teenager hat sie gelernt, selbst zu kochen und zu backen, und diese Fertigkeiten auch nach Gründung einer eigenen Familie weiterentwickelt. Seitdem ihre Kinder geboren worden sind, ist Sabine nicht mehr erwerbstätig. Ihr Ziel war stets, möglichst viel selbst zu machen, und ihr Alltag besteht aus einem hohen Anteil an Eigenarbeit und Selbstversorgung. Dabei lotet sie immer wieder auch neue Möglichkeiten aus:

„Also ein Hochbeet anlegen, einen Garten machen und Brot backen und Joghurt und Käse machen wie früher, also diese ganzen Dinge, das gehört dazu. Aber auch eine komische Vorrichtung im Wohnzimmer aufbauen, wo man mit dem Fahrrad Strom erzeugen kann (lachen). Also solche verrückten Dinge laufen bei uns auch, so Experimente und Versuche. So sind auch unsere Kinder aufgewachsen und die sind dann zwangsläufig genauso.“

► Sabine im Auswertungsgespräch

Sabine stellt mit ihrer familiären Lebensführung eine Kontinuität zu ihrem eigenen Aufwachsen her und hat ihre Kinder als Selbstermächtigten sozialisiert. Dieses Motiv der Prägung anderer reicht auch über den privaten Bereich hinaus und in eine Reihe ehrenamtlicher Engagements hinein. Nachdem sie Repair-Cafés mitgegründet hat, co-organisiert sie beispielsweise einen Unverpackt-Laden, in dem sie zwei Mal im Monat verkauft und einen Teil der angebotenen Lebensmittel selbst zubereitet.

Sabine hat im Laufe ihres Lebens stabile diagonale Resonanzachsen aufgebaut, die feste Bestandteile ihres Alltags sind. Diese Achsen ragen weit über ihre private Sphäre hinaus und berühren

– entlang der horizontalen Achse – das Leben und den Alltag anderer Menschen. Es lässt sich annehmen, dass insbesondere Sabines primäre Sozialisierung eine grundsätzliche Resonanzfähigkeit gefördert hat: Über die Imitation ihrer Eltern, den durch sie geschaffenen Resonanzraum (inkl. der Ausstattung mit Werkzeug) und die frühe Aneignung von Kompetenzen vermag es Sabine, einen großen Teil ihres Alltags im Einklang mit ihren Wertvorstellungen ‚mit den Dingen zu resonieren‘ und sich diese anzueignen. Sie versucht, auch für andere Menschen Resonanzräume zu schaffen, und entwickelt damit eine auf Gestaltung ausgerichtete und selbstwirksame Weltbeziehung. Alle drei Resonanzachsen sind bei Sabine eng miteinander verbunden, im Zentrum steht eine alternative, dem ‚Mainstream‘ widerstehende Beziehung zu den Dingen. Sie eignet beziehungsweise ‚wandelt‘ sich Dinge, Materialien und Räume an, sie verbindet sich mit ihnen und ist den größten Teil des Alltags mit den Dingen beschäftigt. Gerade über diese Nähe und Involviertheit schafft sie sich Unabhängigkeit:

„Also man muss das halt so eingebunden haben in den Haushalt. Und damit wird man dann interessanterweise werbungsautark, also resistent. Das beeinträchtigt uns nicht, ich sehe das eigentlich gar nicht. Ich weiß nicht, was es bei Aldi gibt oder so. Weil mir das tatsächlich völlig egal ist.“

► Sabine im Auswertungsgespräch

Sabines Hinwendung zu den Dingen hat auch was mit Sich-Öffnen für die Umgebung oder einer prinzipiellen Offenheit gegenüber den Potenzialen zu tun, die ihre Umgebung bietet.

„Ich fand es immer schon spannend [,] aus quasi Nichts was zu machen. Also ein Material zu finden, was zu essen zu finden, runtergefallene Äpfel oder Nüsse oder sowas und daraus was zu machen.“

► Sabine im Auswertungsgespräch

Das Zitat repräsentiert Sabines Hinwendung zu den Dingen: Sie sind potenzielles Material, aus dem etwas entstehen, mit dem experimentiert werden kann. Sabine ist offen und responsiv gegenüber den Dingen in ihrer Umgebung. Runtergefallene Äpfel sind kein Abfall, sondern zeichnen

sich durch einen Aufforderungscharakter aus und suggerieren verschiedene Möglichkeiten, wirksam zu werden. Das Motiv „aus quasi Nichts was zu machen“ lässt sich auch auf ihr Ehrenamt übertragen: Neue Initiativen und Räume schaffen und darin Wirksamkeit entfalten, ist Sabines Variante transformativer Praxis. Es sind Inventionen statt nur Veränderungen, neue Räume statt nur Variationen von alten Räumen. Die kritischen Praktiken sind in Sabines Fall gewissermaßen allumfassend, ihr Leben und Alltag bilden ein Kontrastprogramm zu den Konsum- und Produktionsverhältnissen der Mehrheitsgesellschaft. Sabine praktiziert nicht nur Transformation, sie verkörpert Transformation, sie ist gewissermaßen selbst eine ‚reale Utopie‘ (vgl. S. 176).

Fazit: Eigenarbeit an den Resonanzverhältnissen

Barbara, Jochen und Sabine sind drei sehr unterschiedliche Menschen. Sie sind durch verschiedene Bildungs- und Erwerbsbiografien, soziodemografische und Lebenssituationen gekennzeichnet. Reparieren und Selbermachen spielen in ihren jeweiligen alltäglichen Lebensführungen eine wichtige, aber unterschiedliche Rolle. In allen drei Fällen wird jedoch deutlich, dass ihre Reparatur- und Selbermachtätigkeiten biografische Konstanten sind, die bis heute in ihre familiären und sozialen Beziehungen eingebettet sind. Über Reparieren und Selbermachen werden Beziehungen hergestellt und es werden bestimmte Vorstellungen von Familie und Freundschaft gelebt. Die Praktiken sind eine Form des Miteinander- und Füreinander-Tuns, ein Anlass, gemeinsame Erfahrungen zu sammeln, und damit ein performativer Raum horizontaler Resonanzbeziehungen.

Es lassen sich unterschiedliche Formen der Arbeit an den Widersprüchen der Entfremdungsverhältnisse und der Überwindung von Entfremdung beobachten. Im Fall von Sabine sind Alltag und Lebensführung nahezu durchgehend durch die Verkörperung von Werten geprägt, die sich kritisch von den Entfremdungsverhältnissen absetzen. Die Orientierung an Nachhaltigkeit – in ihrem Fall verbunden mit einem suffizienten Lebensstil – ist für sie eine der „starken Wertungen“ (Rosa 2019: 226), die nach Rosa maßgeblich die Beziehung zwischen Menschen und der Welt be-

stimmen. Mit ihrer alltäglichen Lebensführung und ihren auch sozialräumlich weitreichenden Eigenarbeitsleistungen möchte Sabine eine Alternative zu einer auf Neukauf und Überfluss ausgerichteten Konsumgesellschaft schaffen. Ihre kritische Praxis richtet sich auf die Reduktion des Zuviels, das Erleben des Werts des Wenigen und Einfachen aus. Die Gestaltung von Räumen alternativer Wertschöpfung in ihrer alltäglichen Lebensführung ist für sie ein Lebensprojekt und als kritische sowie transformative Praxis zu deuten. Jochen hingegen häuft Gegenstände an, für ihn gibt es kein ‚Zuviel‘, wenn es sich um kaputte, ausgesonderte und liegengelassene Dinge handelt. Eine resonante Objektbeziehung hat für ihn viel mit der Auseinandersetzung mit technischen Herausforderungen zu tun, dem Arbeiten und Abarbeiten am Design. Jochen Weltbeziehung ist dann resonant, wenn es etwas für ihn zu tun gibt. Seine Tätigkeiten entziehen sich dem Zugriff der klassischen monetären Wertschöpfung und widerlegen sie. Er sammelt die Dinge, die auf dem Markt eigentlich nichts mehr wert sind, und führt sie schließlich, und zwar in zum Teil etwas abgewandelter Form, der Nutzung wieder zu.

Bei Barbara gehören funktionierende Dinge zu einem funktionierenden Alltag, sie praktiziert im Vergleich zu Sabine und Jochen einen pragmatischen Zugang zum Reparieren. Dass sie Dinge durch Reparieren, aber auch das regelmäßige Warten und Pflegen so lange wie möglich erhalten möchte, entspricht ihrem Selbstbild als kompetenter, eigenständiger Mensch, der Konventionen und Hierarchien hinterfragen kann. Eigenarbeit ist für sie auch eine Form von Selbstbehauptung und Emanzipierung, die Inanspruchnahme einer selbstgewählten Weltbeziehung.

Ähnlich wie schon auf der ersten Baustelle arbeite ich auf der zweiten Baustelle mit Zuspitzungen. Die Geschichten von Sabine, Jochen und Barbara zeichnen möglicherweise ein übersteigertes positives Bild von Eigenarbeit als per se selbstwertsteigernd, ‚echte‘ Werte schaffend und mit der Welt resonierend. Gelingende Resonanzbeziehungen und (Selbst)Werterleben müssen sich aber zunächst erarbeitet werden. Auf dem Weg zur Selbermacherin, zum Bastler oder zur Technikexpertin liegt eine Reihe niemals fertiggestellter oder schlecht reparierter Dinge, mussten Rückschläge beim Erlernen von Kompetenzen in Kauf genommen und überwunden werden, der Frust nach Fehlern und das Scheitern von Projekten verarbeitet werden. Es geht in Reso-

nanzbeziehungen nicht vorwiegend um gute Gefühle, das Empfinden von Stolz und Selbstwert. Resonante Beziehungen zu gestalten, ist Beziehungsarbeit und je schwieriger (resonanzverhindernder) die Verhältnisse sind, desto mühevoller ist die Arbeit. Resonanzverfahren sind nach Rosa „nur dort möglich, wo wir in Übereinstimmung mit unseren starken Wertungen handeln“ (2019: 291). Das bedeutet, die Beziehungsarbeit findet auf einem normativ aufgeladenen Feld statt, auf dem ständig Enttäuschung droht. Insbesondere beim Selbermachen und Reparieren sind Menschen mit ihren starken Wertungen involviert, sie wollen ihrem Selbstbild (als kreativ, versiert etc.) entsprechen, nachhaltig leben und Ressourcen schonen. Reparieren und Selbermachen schaffen nicht nur einen konkreten funktionalen Wert, es ist auch ein ‚doing value‘, die Performanz von Wertungen. Mit ihrem Bemühen, an den Dingen zu arbeiten, werden diese performativ mit Wert aufgeladen. Hierin lässt sich ein Aspekt des transformativen Potenzials von Reparieren und Selbermachen als Resonanz- und Wertschöpfungspraxis identifizieren: Es sind Praxisformen, die nur dann gelingen, wenn Kontrollbedürfnis und Instrumentalisierung der Hinwendung und ‚performativen Wertaufladung‘ weichen und damit Verhältnisse praktisch verändert werden.

Der Ansatz der Resonanztheorie fügt neue Elemente zu einem erweiterten Wert(schöpfungs)konzept hinzu, das mit der ersten Baustelle angefangen wurde zu skizzieren. Wertschöpfung im Rahmen der Eigenarbeit kann auch als Wertelerleben durch Resonanzverfahren oder besser: als das Erleben vielfältiger Formen von Wert in der gemeinsamen Performanz von Menschen und Dingen betrachtet werden. Die Resonanzverfahren besteht im ‚gemeinsamen Schwingen‘ der Beteiligten, von Menschen, ihren Werkzeugen, ihren sozialen und materiellen Settings und ihrem Werkstück und der Erfahrung des performativen Werts aller Beteiligten. Die Werterfahrung ist dabei auch Welterfahrung und eine Form der gestaltenden Hinwendung zur Welt.

Dritte Baustelle: Reparieren und Selbermachen als Kinship

Die dritte Baustelle stellt die größte Herausforderung dar. Sie ist in der Rezeption deshalb herausfordernd, weil sie Ansätzen nachspürt, die mit ungewöhnlichen, zum Teil irritierenden Begrifflichkeiten ihre Gegenstandsbereiche zunächst zu verfremden scheinen, bevor sie sich diesen auf eine neue Art und Weise annähern. Texte der ‚More-than-human‘-Forschung (siehe S. 35 f) sind stilistisch oft eigenwillig und strotzen von neuartigen Begriffen, wie Rhizome, Diffraktionen, Sympoiesis etc., nicht nur die betrachteten Körper sind hybride, auch die verwendeten Beobachtungskategorien setzen sich oft aus verschiedenen Worten oder Wortteilen zu einem neuen Kunstwort zusammen.

Sie ist aber auch als eine kritische Theorie deshalb herausfordernd, weil sie zu einem Denken jenseits anthropozentrischer und ‚exklusiv-humanistischer‘ (im Sinne von ausschließlich auf den Menschen bezogener) Wertgerüste auffordert. Dabei ermutigt sie zu einer Perspektivenübernahme, die über die (sowieso schon schwer einnehmbare) Perspektive anderer menschlicher Wesen hinausgeht, und versucht, die Perspektiven nichtmenschlicher Organismen oder nichtorganischer Körper einzunehmen. Wenn die Aufgabe einer kritischen Theorie ist, Krisen der Gegenwart aus der Analyse und Problematisierung von Machtverhältnissen und strukturellen Widersprüchen heraus zu beschreiben und dabei implizit oder explizit Skizzen einer anderen sozialen Ordnung zu entwerfen, dann müssen, überspitzt formuliert, mit einer kritischen More-than-human-Theorie auch die Verhältnisse rekonstruiert werden, die den Alltag und die ‚Lebenswelten‘ von Fröschen, Regenwürmern, Humus oder gar Schraubenziehern strukturieren. Nun lässt sich zwar pauschal annehmen, dass Krisen, wie der Klimawandel, auf alle Organismen und ihre Lebenswelten ähnlich fatal einwirken und die gegenwärtigen Gesellschaft-Natur-Verhältnisse und die in ihnen wirksamen Machtverhältnisse dementsprechend auch für alle Organismen ähnlich problematisch sind. Doch genau diese Projektion will die posthumanistische Pers-

pektive vermeiden und verlässt sich dabei unter anderem auf einen spekulativen Ansatz, den ich versuche, im Folgenden zu adaptieren.

Problematische Dualität

Um das Dilemma der notwendigen Übernahme einer nicht-übernehmbaren Perspektiven zu meistern, sind drei Begriffe relevant, die ich im Folgenden in eine weitere Betrachtung des empirischen Materials miteinbeziehe und die aus dem Werk Donna Haraways (v. a. 1995, 2007, 2018) stammen: Tentakuläres Denken oder Begreifen („tentacular thinking“), Verwandtschaft („kinship“) und Responsabilität („response-ability“). Tentakuläres Denken bedeutet sinngemäß, sich in der Hinwendung zur Welt immer wieder an Dinge, Körper oder andere Organismen heranzutasten, sie zu erspüren und Verbindungen („strings“) zu ihnen aufzubauen beziehungsweise Fäden zu ihnen zu knüpfen. Dabei sollen nicht vorgefertigte Kategorien oder Objektivierungen das Verstehen leiten, sondern das Ertasten, das Begreifen und das Aufbauen einer Verbindung. Mit dieser Hinwendung oder Hinbewegung kann sich die Wahrnehmung von „Sympoiesis“ entwickeln, des Empfindens einer gemeinsamen und verbindenden Zugehörigkeit zu übergeordneten Systemen, statt eine Dualität von Subjekt und Objekt zu konstruieren. Sympoiesis weist dabei als Begriff über die Autopoiesis hinaus. Statt also von mehr oder weniger unabhängigen Systemen oder Organismen auszugehen, die sich aus sich selbst heraus produzieren und reproduzieren, soll die Sympoiesis die vielfältigen Verbindungen und Inter-/Intra-Aktionen zwischen allen Systemen und Systemelementen in den Vordergrund rücken. Dabei geht es weiterhin um die Vermeidung zu schnell gezogener Systemgrenzen, um „Mit-Verweltlichung“ statt Abgrenzung und schließlich auch um die Entwicklung von „kinship“, einer Verwandtschaft zwischen den Organismen und Dingen. Bei Haraway erfüllt der Begriff eine stark politisch-provokative Funktion. Ihre Forderung „Macht euch verwandt, nicht Babys!“ (Haraway 2018: 141) soll betonen, dass es bei einer erwarteten Weltbevölkerung von 11 Milliarden Menschen und einer unzählbaren Menge weiterer Organismen, die allesamt von einem möglichen Kollaps der Ökosysteme bedroht sind, an der Zeit sein müsste, zuallererst verwandtschaftliche Beziehungen zum Lebenden

und Seienden der Gegenwart zu empfinden und diese vor dem Kollaps zu bewahren, statt mit menschlichen Nachkommen auf eine unvorhersehbare Zukunft vorzugreifen.

Ohne sich dieser Programmatik zwangsläufig anschließen zu müssen, können Haraways Reformulierung des Begriffs Verwandtschaft und die Rolle des ‚Sich-verwandt-machens‘ oder ‚Sich-bekannt-machens‘ aus zwei Gründen für unsere empirische Betrachtung von Reparieren und Selbermachen als sowohl kritische als auch transformative Praxis interessant sein. Erstens repräsentiert er die Essenz dessen, was das „More-than-human“-Theorieprogramm zu einer (für unsere Zwecke geeigneten) kritischen Theorie macht. Mit „make kin“ schließt Haraway an ihre feministische Kritik von Machtverhältnissen an, die von einer hegemonialen Konstruktion und Durchsetzung fataler Dualismen und Individualisierungen geprägt ist. „Die wichtigsten dieser problematischen Dualismen sind Selbst/Andere, Geist/Körper, Kultur/Natur, männlich/weiblich, zivilisiert/primitiv, Realität/Erscheinung, Ganzes/Teil, HandlungsträgerIn/Ressource, SchöpferIn/Geschöpf, aktiv/passiv, richtig/falsch, Wahrheit/Illusion, total/partiell, Gott/Mensch“ (Haraway 1995: 67). Dualismen und Individualisierung führen zu hierarchischen Machtverhältnissen, welche die Herrschaft über Natur und Tiere, aber auch über Frauen, Menschen anderer Hautfarbe oder Arbeiter*innen legitimieren. Die Kritik an der Idee der Dualismen ist dabei nicht neu, interessant ist aber Haraways Ansatz zur Überwindung von Dualismen. Dieser besteht nämlich nicht (nur) darin, systemischer zu denken, sondern selbst systemischer oder besser: hybrider zu werden beziehungsweise sich als „Cyborgs, Hybride, Mosaik, Chimären“ (ebd.) wahrzunehmen. In einigen vorangegangenen Kapiteln (siehe vor allem Kapitel 4 und 5) wurde bereits beschrieben, wie beim Reparieren und Selbermachen Assemblagen aus Menschen und Dingen entstehen, wie die verschiedenen Körper in der Performanz miteinander verschmelzen und so überhaupt erst Wirkmächtigkeit zustande kommt. In diesem Kapitel soll untersucht, ob sich diese Assemblagen auch als Verwandtschaften abbilden lassen, die sich den gesellschaftlich normalisierten Dualismen widersetzen und eine kritische Praxis entstehen lassen. Von diesem Interesse ausgehend, mache ich mir zweitens zunutze, dass die Begriffe tentakuläres Denken und Sich-verwandt-Machen auch eine Form des Lernens und eine Form

des Hineinwirkens in die Welt beobachtbar machen, die sich den Dualismen nicht nur widersetzen, sondern diese auch überwinden und so von der kritischen zur transformativen Praxis führen. In dem auf Basis von Werken Haraways verfassten Buch „Neuerfindung der Natur“ (1995) wird eine Auffassung von Lernen und Wissensproduktion entwickelt, in der Wissen immer auch als Verknüpfung von Körpern und Bedeutungen gedacht werden muss. Menschliche oder nicht-menschliche Körper werden zwar einerseits „im Rahmen historisch und kulturell spezifischer Prozesse materiell und symbolisch hergestellt“, doch sie sind niemals ausschließlich diskursiv hergestellt, sondern besitzen ihre eigene Dichte und Massivität, die mehr sind als „Trägheit, Beharrlichkeit oder blinde Gesetzmäßigkeit“ (Haraway 1995: 21). Dadurch stellen sie „materiell-semiotische Erzeugungsknoten dar, deren Grenzen der Aushandlung unterliegen und sich in sozialer Interaktion materialisieren“ (ebd.). Die Aushandlung oder Produktion von Wissen findet somit nicht ausschließlich im gesellschaftlichen Handeln von Menschen statt, sondern auch vermeintliche Wissensobjekte besitzen die Fähigkeit, Bedeutungen zu generieren.

Wissensproduktion ist daher als performativ und dynamisch zu verstehen und Lernen als tentakuläres Begreifen sollte möglichst frei und unreglementiert vonstattengehen: „Die Gewohnheit, schrittweise und systematisch in Wissenspraktiken einzuführen, ist äußerst schlecht und irreführend. Wir sind immer mittendrin. Diese Tatsache sollten wir schätzen und als etwas nutzen, das uns neue Möglichkeiten eröffnet, statt zu versuchen, die Dinge streng zu reglementieren. Es ist sehr wichtig, die Dinge anzugehen, ihre Komplexität aufzugreifen und sich die Kompetenzen anzueignen, die dafür nötig sind.“ (Haraway 1995: 103). Diese Beschreibung mag nun wie eine etwas umständliche Beschreibung des Prinzips ‚Learning by Doing‘ klingen, impliziert aber viel mehr. Das Lernen soll aus einem Mittendrin erfolgen, nicht aus einer distanzierten oder gar erhöhten Position, es soll nicht nur keinem reglementierten Prozess folgen, sondern selbst auch nicht reglementieren. Mittendrin sein, bedeutet im Weiteren dann auch „Unruhig bleiben“ (Haraway 2018), das heißt, sich von den Begegnungen und Verbindungen berühren und beunruhigen zu lassen und eine Verantwortlichkeit im Sinne einer „response-ability“ zu entwickeln, einer Fähigkeit, auf die Bedeutungen anderer Körper zu reagieren und sich zu kümmern. Haraway macht

deutlich, dass sich ihr Begriff von Verantwortlichkeit oder Reaktionsfähigkeit von demjenigen einiger Advokat*innen von Umwelt- oder Tierrechten unterscheiden. Diese reproduzieren aus ihrer Sicht oft den Dualismus von Natur und Kultur, indem sie Aktivist*innen in eine privilegierte Position versetzen, um für eine passive Natur zu sprechen. Was Haraway mit diesem Konzept der Reaktionsfähigkeit meint, ist, dass es statt vorgefertigter, im Voraus definierter Rahmen (wie Rechte, soziale Gerechtigkeit) unerlässlich ist, Verantwortlichkeit und Reaktionsfähigkeit zu situieren und aus den Beziehungen heraus zu entwickeln. Am Beispiel von Begegnungen mit Tieren beschreibt Haraway, wie Räume geschaffen werden können, um von Tieren in einer Weise betroffen zu sein, die uns auf ihre Bedürfnisse einstimmt, ohne Anthropomorphismen zu unterliegen.

An Haraways Begriffen von den Bedingungen und der Performanz vom Lernen als tentakulärem Denken, dem Entwickeln von Verwandtschaft und „response-ability“ mache ich die folgende Untersuchung von Reparieren und Selbermachen als transformativer Praxis fest. Anders als auf den beiden anderen Baustellen werden auf Basis von Haraways eher spekulative Schwerpunkte der Interpretation anstatt spezifischer Beobachtungsdimensionen entwickelt. Anhand der Nacherzählung einer Selbermach-Geschichte, die für Repara/kul/tur anhand von Bildern und Erzählungen, einer visuellen und physischen Präsentation und eines Diagnoseberichts (siehe Abb. 38 sowie Erläuterung im Anhang) dokumentiert wurden, versuche ich, nachzuvollziehen, wie sich Einander-Bekanntwerden und Responsabilität im Prozess des tentakulären Begreifens entwickeln.

Sarikas „Feentaxi“ – Eine Geschichte von Wiederherstellung und Metamorphose

Im Folgenden wird eine aus den verschiedenen Dokumenten zusammengestellte Geschichte vom Bau des ‚Feentaxis‘ erzählt, einer Fahrradrikscha, die Sarika und Axel in die gemeinsame Forschung miteingebracht haben.

Axel und Sarika haben gemeinsam die Idee entwickelt, eine 25 Jahre alte Rikscha, die zuvor Axels Tochter gehörte, zu einem Rikscha-Taxi

umzubauen. Sarika plant, in Zukunft als Rikscha-Fahrerin in ihrer Stadt zu arbeiten und mit ihrer Vision eines Feentaxis mit Licht- und Musikanlage aufzufallen und Menschen anzusprechen, die auf ein besonderes Gefährt Wert legen. Sarika besitzt kaum handwerkliche Erfahrung, Axel ist seit vielen Jahren in Offenen Werkstätten aktiv und hat Erfahrungen im Umbau von Fahrrädern und Fahrradrikschas gemacht, er hat auch diese Rikscha zuvor mehrfach repariert und optimiert. Er hilft Sarika beim Umbau und setzt ihre Ideen in einen Arbeitsplan um.

Die Rikscha ist im Ausgangszustand durch eine Reihe von Mängeln gekennzeichnet und soll vollständig umgebaut werden, um Menschen unabhängig von Wetterbedingungen bequem transportieren zu können. Im Diagnosebericht (Abb. 38) wird als Mangel vor allem „Trägheit“ genannt. Der Arbeitsplan sieht die in Abbildung 39 beschriebenen Schritte vor. (Abb. 39).

Der Bau des Feentaxis bedarf schon in der Planung einer intensiven Auseinandersetzung mit der Materialität der Rikscha. Axel entwirft einen Plan, der die Zielvision von Sarika als eine Art Erzählung hinsichtlich der Zukunft in eine Reihenfolge von Mensch-Ding-Praktiken übersetzt. Aus dem Plan resultieren eine vollständige Dekonstruktion und Rekonstruktion der Rikscha, mit jedem bestehenden Teil muss sich einzeln und auf unterschiedliche Art und Weise auseinandergesetzt werden. Im Diagnosebericht (Abb. 38) schreibt Axel:

„Zerlegt in alle Einzelteile, so dass von Grund auf alles (bis auf das Stahlgerippe) erneuert werden konnte. Alles abgeschliffen, gespachtelt, grundiert, Schlagmetall und Versiegelung versehen, Lackrost geschweis.“

Es sollen neue Teile in die Assemblage der Dinge eingefügt werden, um die Rikscha funktional, aber auch in ihrer Bedeutung zu transformieren. Das Feen-Motiv soll durch Vergoldung, eine neue Polsterung und eine Licht- und Soundanlage materialisiert oder verkörpert werden. Das Feentaxis ist in der Zielvision nicht nur ein Fahrzeug, es ist eine Performance und soll den Mitfahrenden ein besonderes Gefühl von Magie oder Verzauberung vermitteln. Gleichzeitig muss die Assemblage auch zum Taxi werden, mit Staufächern, bequemen Sitzen und einer Überdachung. Und schließlich geht es um eher unsichtbare materielle Vorkehrungen, die bei den in Ab-

bildung 39 genannten Praktiken allenfalls implizit genannt sind: Die Stromversorgung für Licht und Sound sowie ein Motor sind einzubauen, um Feenerlebnis und Taxifahren überhaupt erst zu ermöglichen. Der Diagnosebericht beschreibt, dass die bisherigen Reparaturarbeiten am Fahrzeug eine „chirurgische, physiotherapeutische und psychologische Wiederherstellungstherapie“ umfassten. Der Bericht lädt zwar einerseits zur Vermenschlichung von Dingen ein, dennoch ist interessant, dass die Wiederherstellung neben materiellen und funktionalen Eingriffen auch eine motivationale Komponente enthält. Das Fahrzeug wird nicht nur materiell bearbeitet, sondern auch in seiner Bedeutung und Wirksamkeit als Rikscha wiederhergestellt. Das Sich-Kümmern soll die „Trägheit“ aufgrund von materiellen und Funktionsdefekten überwinden und ist somit auch eine motivationale Ertüchtigung für die am Rikscha-Fahren beteiligten Körper.

Der Umbau dauert mehrere Monate und wird in den Räumen und mit den Werkzeugen einer Offenen Werkstatt umgesetzt. Eine Vielzahl von Werkzeugen kommt zum Einsatz. Allein für das Abschleifen der Karosserie werden verschiedene Hilfsmittel benötigt:

„Zuerst musste die Karosserie komplett abgeschliffen werden. Das haben wir soweit wie möglich mit den Winkerschleifern erledigt. Die heißen ‚kleine Flex‘ und ‚große Flex‘. Wo wir mit denen nicht hin kamen, haben wir mit dem Delta-schleifer oder per Hand abgeschliffen.“

► Zitat Präsentation von Axel und Sarika

Die Werkzeuge sind zum Teil sehr schwer, die „große Flex“ wiegt 3,5 Kilo, die Arbeit erfordert Maske, Schutzbrille, Handschuhe und Arbeitskittel (siehe auch Bilder im Mittelteil). Die Bilder zeigen Momentaufnahmen aus der Schleifarbeit.

Nach dem Schleifen folgt die Grundierung mit Pinseln und Schaumstoffrollen.

Im Prozess muss der Plan immer wieder angepasst werden, die einzelnen Arbeitsschritte erscheinen zwar abgeschlossen, müssen aber immer wieder neu geöffnet werden. So stellen Axel und Sarika beispielsweise erst nach der Grundierung der Karosserie fest, dass noch Halterungen für Trittbrett und Beinschutz an die Karosserie geschweißt werden müssen. Noch viel später wird klar, dass die Enden der Radachsen zu kurz sind und mit eigens angefertigten Metallteilen verlängert werden müssen. Sarika entdeckt zwi-



NAME Sari's Fary Taxi
 ALTER 25 Jahre
 GEBURTSORT Łódź (Polen)
 BESONDERE MERKMALE Standfest
 UNTERSUCHUNG AM ¹⁸ Mai - Sept. 2018

VORGESCHICHTE DES/DER PATIENTEN_IN:

Bisherige Krankheitsdiagnosen: Lackschäden, Flugrost, Verharzungen, bi-polare Störung, Antriebsarmut

Bisherige Therapien:

chirurgische, physiotherapeutische und psychologische Wiederherstellungstherapie im HEI 2014

AKTUELLE DIAGNOSE DES/DER PATIENTEN_IN:

Trägheit → siehe oben

BEHANDLUNG DES/DER PATIENTEN_IN:

Zerlegt in alle Einzelteile, so dass von Grund auf alles (bis auf das Stahlgerippe) erneuert werden konnte. Alles abgeschliffen, geschliffen, grundiert, Schlagenstahl & versiegelt, lackiert, geschweißt. Die Polster (also gelackte Holzbohlen, teile, Schaumstoff und Textilversätze, häng. Leuchten gelüftet, Elektronik & Lichter, Dach, Regenschutz.

WEITERE BEHANDLUNG(EN):

Kiste fertig stellen. Regendach optimieren.

Abb. 38: Diagnosebericht zu Sarikas Feentaxi
(siehe Liste der Aufgaben im Anhang)

Die vollständige Überarbeitung einer Fahrrad-Rikscha im HEi

- Demontage aller Teile
- Abschleifen der Karosserie
- Schweissarbeiten
- Bau des Dachrahmens
- Nachbearbeitung
- Grundieren der Karosserie
- Lackieren der Karosserie
- Anfertigung der Verkleidung
- Anfertigung des Trittbretts
- Bau des Staufachs
- Bau von Rückbank und Lehne
- Polstern von Sitz & Lehnen
- Vergoldung der Frontpartie
- Verkleidungen anfertigen
- Einbau der LED-Beleuchtung
- Einbau der Soundanlage
- Verkleidung des Daches
- Regenschutzfolien anfertigen
- Fahrradtechnik einbauen
- Probefahrt

Abb. 39: Umbau einer Fahrradrikscha, Ausschnitt aus der Präsentation von Axel und Sarika

schenzeitlich immer wieder „Nasen“, also getrocknete Farbtropfen, die ausgebessert werden müssen. Die neue Grundierung muss also bereits im Wiederherstellungsprozess immer wieder erneuert werden. Ähnliches passiert mit dem später aufgetragenen Blattgold, das erneuert werden muss, nachdem die darüber angebrachte Schutzfolie beim Ablösen Farbe mitnahm. Es passieren auch unvorhersehbare Dinge. Axel erleidet einen Fahrradunfall und der dabei zugezogene Oberschenkelhalsbruch muss operativ behandelt werden. Bereits eine Woche nach dem Unfall ist Axel wieder in der Werkstatt.

„Er brauchte zwar einen Bürostuhl zum Rumrollen, aber zum Mitdenken und zum Verschicken von Arbeitsanweisungen hat seine Fitness schon wieder gereicht.“

► Zitat aus Axels und Sarikas Präsentation

Das Vergolden der Karosserie stellt einen Höhepunkt in den Arbeiten dar: *„Endlich können wir lackieren!“* schreiben Axel und Sarika. Im Prozess muss immer wieder die Zukunft imaginiert werden, dabei geht es nicht nur um das Aussehen der Rikscha, sondern auch um die Körperlichkeit

und Materialität des Rikscha-Fahrens:

„Nur mit Stahlfedern wird höchster Sitzkomfort erreicht. Ein altes Sofa spendete seine Federn, den Schaumstoff und das Lumpenvlies für die klassische Polsterung der Sitzbank. Sarika hat mit einem Forstner-Bohrer die Platten zum Aufbauen von Sitzbank, Rückenlehne und Armlehnen etliche Male durchbohrt. Das ist nötig, damit beim Draufsetzen und Anlehnen die Luft aus den Polstern entweichen kann, ohne dass es platzt.“

► Zitat aus Axels und Sarikas Präsentation

Viele weitere Schritte sind notwendig, zwischen den größeren Arbeiten an Karosserie, Sitzbank und Dach sind unzählige Kleinarbeiten zu erledigen, um sowohl eine funktionsfähige Rikscha als auch die Verkörperung eines Feentaxis zu realisieren. So wird neben einer speziellen Beleuchtung unter der Sitzbank ein Subwoofer installiert, der die Bässe der Soundanlage auch physisch spürbar macht. In den letzten drei Wochen intensivieren sich die Arbeiten an der Rikscha, denn die anderen Nutzer*innen der Offenen Werkstatt

benötigen den Platz, den das Projekt nun schon seit einigen Monaten für sich beansprucht. Zudem ist bereits ein Termin für die TÜV-Abnahme vereinbart. Die Rikscha wird auf den Hof der Werkstatt gerollt und die letzten Arbeiten werden unter freiem Himmel verrichtet. Ganz zum Schluss wird das Dach aufgebaut, das ähnlich wie die Materialien für das Sitzpolster aus zweiter Hand erworben wurde. Die Probefahrt erfolgt an einem kalten Herbstabend mit voller Beleuchtung und Musikuntermalung.

Der Wiederherstellungsprozess erfolgt in dynamischen Assemblagen von Körpern, wobei Sarika und Axel als menschliche Körper und die Rikscha-Teile als dingliche Körper gleichbleibend involviert sind und unterschiedliche Werkzeuge und Werkstoffe sich als Teile des Gefüges abwechseln. Die Körper in den Abbildungen 40 bis 45 biegen sich dabei in alle möglichen Richtungen, verbinden sich durch alle möglichen Werkzeuge und hinterlassen Spuren auf der jeweiligen Oberfläche. Hier lassen sich besonders gut die von Haraway als „Fadenspiele“ (Haraway 2018: 11) bezeichneten Figurationen beobachten: Über Werkzeuge und Werkmaterialien, aber auch über die das Handeln motivierenden Pläne und Zukunftserzählungen werden dynamische Verbindungen wie Fäden zwischen Menschen und Dingen gesponnen, es entstehen wechselnde „Fadenfiguren“ („string figures“, ebd.) in einer dynamischen Performanz. Die Fadenfiguren weisen über die Werkstatt hinaus, indem sie Materialien aus anderen Figurationen in die Assemblage reinholen oder von den räumlichen Ansprüchen anderer Menschen (der Mitnutzenden der Werkstatt) mitgeformt werden. Es zeigt sich deutlich, dass die ‚Strippenzieher‘ mal menschlich, mal nichtmenschlich sind und dass auch das verändernde Ding sowie die sich nach und nach materialisierende Erzählung des Feentaxis die Performanz gestalten. In den vorhergehenden Kapiteln wurde der Zustand oft als ‚Widerständigkeit des Materiellen‘ beschrieben, wenn die Dinge sich den Plänen des Menschen nicht (sogleich) fügten, wenn es zu Unterbrechungen und Störungen kam. Wird der Prozess des Reparierens und Selbermachens als tentakuläres Begreifen und Sich-Bekanntmachen verstanden, dann ist die Widerständigkeit eher eine Art des Wegweisens durch das Aufzeigen einer Grenze. Tentakuläres Befreien hat nach Haraway viel mit Spekulation zu tun. Es ist ein spekulatives Herantasten an das Gegenüber, um eigene Pläne und Intentionen mit ihnen auszuhandeln. Das Abflexen der alten

Farbe und das Auftragen einer Grundierung sind für den neuen Anstrich nötig und die Karosserie bringt durch ihre Beschaffenheit und Massivität den intentionalen menschlichen Körper dazu, sich immer wieder anzupassen, responsiv gegenüber den Eigenschaften des Materials zu sein und sich seinen Erhebungen, Windungen und großen und kleinen Flächen mit wechselnden Werkzeugen zu nähern. Dabei werden die Werkzeuge immer kleiner – von einer 3,5 kg-Flex zu feinem Schleifpapier – und die physische Nähe zwischen den beiden Körpern immer größer. Während Sarika beispielsweise beim Bedienen einer Flex noch viel mit dem Werkzeug zu tun hat, das mit hoher körperlicher Anstrengung gehalten und geführt werden muss, ist der Kontakt mit der Karosserie bei der Bearbeitung mit Schleifpapier fast unmittelbar. Die Hand spürt dabei jeden alten Lackrest sowie die Glätte der bearbeiteten Flächen und ohne Spürbarkeit des Materials und Spürfähigkeit der Hand – oder Responsabilität beider beteiligter Körper – würde die Arbeit nicht gelingen. Während beim Entfernen der alten Farbe und der Grundierung noch vor allem das Material die Fäden zwischen Mensch und Karosserie bewegt, wird beim Auftragen des Blattgolds die Erzählung vom Feentaxis zum Fadenspinner. Der neue Anstrich stellt für Sarika und Axel einen ersten Höhepunkt des Umbaus dar, eine erste sichtbare Phase in der Metamorphose der beteiligten Körper zur Performance Feentaxi. Sich-Einander-Bekanntmachen bedeutet hier auch, dass das Ding Ähnlichkeiten mit dem annimmt, was der Mensch sich vorgestellt hat, mit dem Feentaxi aus Sarikas Vorstellung. Die Verwandtschaft, die sich hier realisiert, hat also initial vor allem mit den menschlichen Wunschbildern und Erwartungen zu tun. Hieran lässt sich ein Unterschied zwischen mehr oder weniger reinen Reparatur- und Wartungstätigkeiten und dem Selbermachen beziehungsweise der hier beobachteten Mischung aus Wiederherstellung und Umbau festmachen. Auch wenn Reparieren und Warten – wie sie auch in der Vergangenheit an der alten Rikscha umgesetzt wurden – viel mit Erwartungen an die Funktionalität der Dinge zu tun hat, folgen sie doch eher den ‚Suggestionen der Dinge‘ und ihren Signalen und Zeichen zu ihrem Zustand. Beim Selbermachen suggerieren die Vorstellungen oder Narrative der Menschen den Weg und das Ziel und werden im Zuge der gemeinsamen Performanz ausgehandelt. Dabei stoßen sich auch die Vorstellungen immer wieder an der ‚materiellen Realität‘, die Responsabilität bezieht sich nicht nur auf den

Abb. 40-42:
Momentauf-
nahmen beim
Abschleifen
der Karroserie



menschlichen Körper, sondern auch auf seine mentalen Bilder und die Fähigkeit der Vorstellungskraft, sich dynamisch anzupassen. Möglicherweise sieht Sarikas Feentaxi letztendlich anders aus, als sie sich das vorgestellt hat. Kinship hat auch hier viel mit der Fähigkeit zu tun, das Gegenüber so anzunehmen, wie es (geworden) ist.

Reparieren und Selbermachen als Verkörperung von Bekanntschaft und anti-dualistische Praxis

Donna Haraways vor allem jüngste Beiträge zur More-than-human-Perspektive als kritische Theorie zu nutzen, ist nicht nur aus den eingangs genannten Gründen herausfordernd. Während Haraways frühere Arbeiten noch stark herrschafts- und kapitalismuskritisch waren, ist gerade der hier maßgeblich verarbeitete Beitrag so ‚universalkritisch‘ gegenüber dem Dualismus in jeder der alltäglichen Spielart und damit vielem, was Menschen – und vor allem auch Wissenschaftler*innen – tun, dass wissenschaftlich kaum Raum zum Manövrieren zu bleiben scheint. Laut Haraway ist es „von Gewicht, welche Gedanken Gedanken denken; es ist von Gewicht, welche Erzählungen Erzählungen erzählen“ (Haraway 2018: 59) und somit kann erst mal alles fraglich erscheinen, was dem Versuch unterliegt, mit wissenschaftlichen oder sozialen Kategorien Unterschiede festzustellen, Interpretationen zu entwickeln oder gar Hypothesen aufzustellen. Schon die Unterscheidung zwischen Beobachtenden und Beobachtungsgegenständen scheint eine Dualität zu beinhalten und bei der Entwicklung eines ebenso fundierten wie machbaren methodologischen Auswegs aus der Dualismusfalle steht die Forschung noch am Anfang (Dowling et al. 2017).

Methodologische Herangehensweisen der More-than-human-Forschung sind sehr heterogen und bedienen sich sowohl konventioneller Methoden, wie Beobachtungen, Interviews oder ethnografischer Ansätze, als auch unkonventioneller Wege, beispielsweise durch Nutzung künstlerischer Ausdrucksweisen und autobiografischer Forschung (Dowling et al. 2017). Wichtig scheint dabei vor allem zu sein, die methodischen Herangehensweise und die „author-ity“ (Dowling et al. 2017: 824), das heißt die über den wissenschaftlichen Blick ausgeübte Autorität, immer wieder zu hinterfragen und Forschungs-

gegenstände als „Matters of Care“ (Puig de la Bellacasa, Maria 2017) zu verstehen, denen sich mit Vorsicht und Fürsorge und eher spekulativ als normativ genähert wird. Der gewählte Citizen-Science-Ansatz und insbesondere die Mischung aus Introspektion mittels konventioneller und kreativer, bisweilen auch irritierender Instrumente und gemeinsamer verständigender Erarbeitung des Materials scheint gut dazu geeignet, sich dem Reparieren und Selbermachen nicht nur als Care-Arbeit (vgl. Kapitel 5), sondern auch als Matter of Care zu nähern. Die sehr herausfordernde methodische Vorgehensweise nun auch noch mit einer herausfordernden konzeptionellen Perspektive zu verbinden, hat die Carefulness im Sinne der Vorsichtigkeit und ‚Tentakularität‘ erhöht.

Die Beschreibung der Beobachtungen mit den zum Teil fremd wirkenden Begrifflichkeiten von Haraway klingt möglicherweise unnötig artifiziell und abstrakt. Dabei sind die konkreten Begriffe eher zweitrangig, wenn überhaupt von Relevanz. Viel wichtiger ist, dass sie durch eine gewisse Verfremdung der Beschreibungen die spekulative Herangehensweise ermöglichen, die Haraway (und andere Autor*innen mit ähnlicher Perspektive, wie Puig de la Bellacasa, 2017), einfordert. Kurz formuliert: Wer tentakuläres Begreifen beobachten will, muss selbst tentakulär denken. Auf diese Weise ahmt die Praxis der Interpretation die Praxis des Interpretierten nach, denn ähnlich wie das Feentaxi in einer spekulativen Praxis der performativen Verhandlung von Plänen, Erzählungen und verschiedenen Körpern entstanden ist, habe ich mir Haraways Begrifflichkeiten spekulativ als Beobachtungswerkzeug angeeignet.

Es wurde deutlich, dass die kritische oder auch transformative Praxis auf der dritten Baustelle vor allem die Kritikfähigkeit und Transformierbarkeit der Menschen betrifft. Sarika und Axel haben einen tiefen Einblick in ihre Erzählung vom Feentaxi als einer Metamorphose von Dingen und Menschen gewährt. Eine alte, etwas ‚träge‘ Rikscha wurde in ein Feentaxi verwandelt und dabei auch die Körper und Imaginationen der beteiligten Menschen. Während auf der ersten und zweiten Baustelle die Kritik und Transformation der Verhältnisse – im ersten Fall die kapitalistischen Produktions- und Konsumverhältnisse, im zweiten Fall die Resonanzverhältnisse im Vordergrund stehen, ist die dritte Baustelle die der (möglichen) Metamorphose von Menschen in responsible und verwandtschaftsfähige Körper.



Abb. 43 und 44:
Momentaufnahmen
beim Abschleifen
der Karroserie



Der hier untersuchte Widerspruch bezog sich auf die vielfältigen gesellschaftlich normalisierten Dualismen, insbesondere die zwischen Menschen und Dingen, Objekt und Subjekt, Beherrschenden und Beherrschten sowie auf die damit einhergehende Individualisierung einzelner Körper als Gegenstände dualistischer Beziehungen. Die Beobachtung ergibt, dass eine Überwindung nicht ultimativ erfolgen muss. Bei der Metamorphose geht es nicht um die Transformation eines individuellen Körpers als eines Vorher-Zustands hin zu einem hybriden oder Cyborg-Körper als statischem Endzustand. Es geht vielmehr um die performative Fähigkeit von Körpern, gleichermaßen ‚eins‘ werden zu können mit anderen Körpern und sich wieder zu vereinzeln. Beim Herantasten, Begreifen und Einander-Bekanntmachen spielen immer wieder auch die Intentionalität der Körper eine Rolle und damit eben auch ihre Singularität oder Individualität, ihr Anderssein gegenüber anderen Körpern. Überwindung von Dualismen bedeutet nicht, Intentionalität oder Individualität zu überwinden, sondern sie immer wieder loslassen und wieder festhalten zu können, sie formend einzusetzen und formen zu lassen.

Das gilt auch für die analytische Betrachtung. Meine eigene spekulative Anwendung von Haraways Begriffen bedeutete nicht, dem problematisierten Dualismus einen beobachtbaren Monismus entgegenzustellen, in dem alle Körper in Assemblagen aufgehen. Das empirische Beispiel hat vielmehr die eigene Interpretation geformt und gezeigt, dass es bei der Überwindung von Dualismus nicht um reines Verschmelzen geht, sondern um viele kleine (mehr oder weniger) gelingende dialektische und dialogische Verbindungen, die wie Fäden aufgenommen, gestrafft und losgelassen werden, die mal leiten und mal geleitet werden. Sarika und Axel haben ein Feentaxi gebaut und es ist nicht allein ihre Schöpfung, sondern das Ergebnis des gegenseitigen Abtastens von sich stets verändernden Imaginationen und Materialitäten. Reparieren und Selbermachen kommen nicht ohne formbare und flexible Körper aus und genauso wenig ohne formbare und flexible Imaginationen. Als kritische Praktiken überwinden sie nicht die ‚Tatsache‘, dass die beteiligten Körper auch unabhängig voneinander ko-existieren können und dass es eine Dualität im Sinne von ‚zwei unterschiedliche Körper sein‘ geben kann, sondern sie überwinden den Dualismus im Sinne der Notwendigkeit von Kategorien, wie Subjekt und Objekt, Herrscher und Beherrscher, wirkungsmächtiger Mensch und

passives Ding. Das Kritische der dualismus-kritischen Praxis ist dabei implizit und performativ, weil die Beteiligten es möglicherweise weder bewusst wahrnehmen noch kommunizieren können, dass sie Teile eines Fadenspiels werden, bei dem sie notwendigerweise auch zum Objekt oder zur Fadenfigur werden müssen und damit im Prinzip den Herrschaftsanspruch des Menschen über die Dinge aufgeben. Die Bürgerforscher*innen haben uns mehrfach „Flow-Erlebnisse“ beim Reparieren und Selbermachen geschildert, das heißt Momente oder Phasen, in denen sie sich als im Fluss mit den Dingen und dem Handlungsablauf wahrgenommen haben, in denen die Zeit wie im Fluge vergeht und nichts sie von der Tätigkeit ablenken kann. Wahrscheinlich würden sie dennoch behaupten, jederzeit alles unter Kontrolle gehabt zu haben, aber bewusste Kontrolle ist möglicherweise genau dasjenige, das in diesen Momenten fehlte. Die kritische Praxis besteht also, vereinfacht formuliert, vor allem darin, mit der Performanz von Reparieren und Selbermachen den Dualismen die praktische Relevanz streitig zu machen.

Das Transformative von Reparieren und Selbermachen als dualismus-transformierender Praxis besteht vor allem in der Transformation oder ‚Dynamisierung‘ menschlicher Imaginationen und Körper. Denn interessanterweise werden zwar Dinge (wieder)hergestellt und damit physisch transformiert, die hier relevante Transformation passiert aber bei den Reparierenden und Selbermachenden selbst. Es (wieder)entstehen zwar Dinge, welche die Menschen idealerweise besser und länger gebrauchen können (siehe Baustelle 1) oder mit ihnen resonieren können (Baustelle 2). Es entstehen aber vor allem auch Menschen oder menschliche Körper, die von den Dingen gebraucht werden, im Sinne von Menschen, die sich besser kümmern können um das, was die Dinge brauchen.

Reparatur als Innovation und Selbermachen nachhaltiger Verhältnisse

Mit der Konstruktion und Bearbeitung von drei Baustellen in der Arena der Transformation habe ich versucht, dem transformativen Potenzial von Reparieren und Selbermachen in Gemeinschaften der Eigenarbeit, in alltäglicher Lebensführung und in spezifischen Projekten aus verschiedenen Blickwinkeln heraus auf den Grund zu gehen. Verschiedene kritische Theorien haben mir Werkzeuge bereit gestellt, die ich in zugespitzter Art und Weise auf eine zugespitzte Empirie angewendet habe. Mit der Identifikation kritischer und transformativer Praktiken möchte ich besser verstehen, was es praktisch oder performativ bedeuten kann, an den Verhältnissen zu arbeiten oder diese sogar zu reparieren.

Auf der ersten Baustelle standen die Arbeit an den Widersprüchen der kapitalistischen (produktivistischen und konsumistischen) Produktions- und Konsumverhältnisse im Vordergrund und das Reparieren und Selbermachen in Gemeinschaften und im Alltag. Die kritische Praxis besteht in der Widerständigkeit gegenüber linearen und beschleunigten Stoff- und Produktströmen. Diesen wird nicht nur diskursiv – als symbolischer Aufstand gegen die Wegwerfgesellschaft – sondern auch material-praktisch widerstanden, indem vermeintlich obsoleete Dinge im Produktstrom quasi ‚aufgehalten‘ werden. Die Transformation der Verhältnisse in den betrachteten Fällen erfolgt durch das Inwerthalten und Inwertsetzen und durch das Praktizieren einer vermeintlich irrationalen Wert(neu)schöpfung.

Auf der zweiten Baustelle lag der Schwerpunkt auf den sich alltäglich und biografisch entfaltenden Mensch-Ding-Beziehungen und der Veränderung von diagonalen Resonanz(verhältnissen). Als kritische Praxis lässt sich die Responsivität gegenüber Dingen bezeichnen, die sich gegen entfremdende Verhältnisse und den kulturellen Druck in Richtung Reichweitenvergrößerung stellt. In den betrachteten alltäglichen Lebensführungen wird anstelle einer Kontrolle über die Dinge eine Offenheit für die Ding-Bedürf-

nisse und -Suggestionen praktiziert, die sich auch auf den Prozess des Reparierens und Selbermachens erstreckt. Die transformative Praxis besteht in der Schaffung alltäglicher Resonanzräume und der Etablierung regelrechter ‚Resonanzroutinen‘, an denen auch weitere Menschen partizipieren können.

Die dritte Baustelle hat schließlich noch tiefer in die Mensch-Ding-Performanz hineingeführt und mithilfe einer More-than-human-Perspektive die Möglichkeiten der performativen Überwindung von Dualismen untersucht. Beobachtet werden konnte, dass kritische und transformative Praxis auch bedeutet, selbst kritikfähig und transformierbar zu sein. Mit dem Bild der gemeinsamen Fadenspiele von menschlichen und nicht-menschlichen Körpern wurde beobachtbar, wie dirigieren (statt kontrollieren) und sich dirigieren lassen, einander abwechseln, und wie Formbarkeit und Flexibilität von Körpern und Imaginationen entscheidend für die Transformation (von Dingen, Menschen, Verhältnissen) sind.

Die Konstruktion der drei Baustellen sollte nicht nur verschiedene theoretisch unterfütterte Beobachtungen ermöglichen, mit dem Zusammenführen der verschiedenen Erkenntnisse soll vielmehr ein Beitrag innerhalb der Arena der Transformation beziehungsweise zur Transformationsforschung geleistet werden.

Das Feld der Debatte zur „Großen Transformation“ ist mittlerweile kaum noch überschaubar, sowohl was die Identifikation der vielfältigen und immer größer erscheinenden Transformationsanforderungen angeht als auch die konzeptionellen Verständnis- sowie praktischen Lösungsvorschläge. Bei der Skizzierung der Transformationsarena geht es mir aber nicht um die Darstellung dieser Debatten, sondern eher darum, wie sich Reparieren und Selbermachen als potenzielle Reparaturen von Verhältnissen in dieses Feld einbetten lassen. Der Soziologe Erik Olin Wright (2017) ordnet verschiedene Formen der Transformation auf einem Kontinuum zwischen Evolution und Revolution ein, die als Bruch oder als Metamorphose vollzogen werden können. Kapitalistische Regimes erzeugen seiner Auffassung nach immer mehr Risse und Widersprüche im Gefüge von Wirtschaft, Gesellschaft und Natur, und zwar durch soziale Ungleichheiten, ökologische Risiken oder zunehmende Ressourcenkonflikte. Diese Risse sorgen für immer weitere Konflikte und damit weitere Risse. Sie bieten aber alternativen Praktiken, Denk- und Handlungsweisen Möglichkeiten, sich innerhalb der

Risse ‚einzunisten‘ und zu stabilisieren und mit der Zeit Veränderungen oder gar eine Erosion des Kapitalismus zu bewirken. Wright analysiert vor diesem Hintergrund vor allem sogenannte „reale Utopien“, das heißt gemeinschaftliche Experimente, die alternative Formen der politischen Teilhabe, der solidarischen Produktionsformen oder der partizipativen Wissensproduktion praktizieren. Auch wenn Reparatur- und Selberrichtungsgemeinschaften zu Wrights Konzept einer realen Utopie durchaus passen würden und die oben präsentierten empirischen Zuspitzungen einen utopistischen Anschein erwecken, ging es mir eher um die Arbeit an den Rissen und Widersprüchen.

In den vorangehenden Kapiteln (insb. Kapitel 5) wurde bereits beschrieben, wie kontinuierliches Reparieren (und Warten, Pflegen, Wiederherstellen) als oftmals unsichtbare Arbeiten dafür sorgen, dass alltägliche Lebensführungen genauso wie Versorgungssysteme und Infrastrukturen ermöglicht werden. Reparieren ist immer auch eine Arbeit an fragilen Verhältnissen, eine Arbeit an den stets vorhandenen Brüchen und Störungen. Reparieren kann aber auch als eine potenzielle Praxis der Veränderung von Verhältnissen betrachtet werden, die nicht einfach nur wiederherstellt, sondern innoviert. Ein solches Verständnis von Reparaturen als Innovationen oder vielmehr Innovationen als Reparaturen findet sich bereits in Ansätzen in der soziologischen Innovationsforschung. Nach Cornelius Schubert (Schubert 2021) lässt sich zwischen einem weiten und einem engen Verständnis sowohl von Reparatur als auch von Innovation differenzieren und sich nur bei einem engen Verständnis beider Begriffe eine klare Abgrenzung vornehmen. Insbesondere soziale Innovationen lassen sich als Reparaturen gesellschaftlicher Problemlagen betrachten, die, ausgelöst und getragen von komplexen Bewertungen und Problematisierungen, neue Ordnungen schaffen. Schubert sieht in der analytischen Kombination von Innovations- und Reparaturperspektiven ein fruchtbares Tool, um die Dynamiken sozialen Wandels zu untersuchen, eine Perspektive, der ich mich hier anschließen möchte. Im Gegensatz zu der Idee von Utopien richtet sich ein Verständnis von Reparaturen als Innovationen und Innovationen als Reparaturen auf den Prozess der Problematisierung als kritische Praxis (was ist ‚kaputt‘?) auf das Experimentieren mit innovativen Elementen als transformative Praxis (womit wird wie repariert?).

In der Abschlussbetrachtung möchte ich noch einmal auf das Leitbild der Nachhaltigkeit als Bewertungsfolie zurückkommen. Soziale und kulturelle Nachhaltigkeitsziele, wie die des oben zitierten Wissenschaftlichen Beirats für globale Umweltveränderungen (2011), beschreiben Nachhaltigkeit als kulturellen Wandel hin zu einer Kultur von Achtsamkeit, Teilhabe und Verpflichtung, die dem Handelnden verschiedene Formen der Verantwortung (für die Natur, für andere Menschen, für zukünftige Generationen) auferlegt. Statt einzelne Verhaltensweisen oder gar Entscheidungen als Kriterien der Bewertung von mehr oder weniger nachhaltigen Praktiken zu skizzieren, wird Nachhaltigkeit als eine kulturelle Praxis der Übernahme von Verantwortung, des Sich-Verpflichtens, des Teilhaben-lassens und Sich-Kümmerns beschrieben. Das ist anschlussfähig an die normative Zuspitzung des bereits eingeführten Konzepts von Care (siehe Kapitel 5), um damit so etwas wie ‚gelebte Verantwortlichkeit‘ durch das Sich-Kümmern, durch die Sorge und Fürsorge für ein wie auch immer geartetes Gegenüber auszudrücken. Wie in Kapitel 5 festgestellt, ist Care in hohem Maße responsiv, denn es ist eine Frage der Aushandlung oder vielmehr des Sich-Einlassens auf ein Gegenüber, ob Care gelingt. Verschiedene Formen einer solchen *performativen Offenheit* konnten auf allen drei Baustellen beobachtet werden. Um sich beim Reparieren und Selberrichten um die Bedürfnisse von anderen (Körpern, Dingen, Menschen) zu kümmern, wird ein *experimenteller oder gar spekulativer Handlungsmodus* übernommen, in dessen Rahmen Kontrolle (durch Fähigkeiten, Wissen, Werkzeuge) zwar wichtig, aber nicht entscheidend ist. Entscheidend ist vielmehr, sich vom Gegenüber auch leiten zu lassen, sei es von den Bewertungen und Bedeutungen anderer Menschen (die sie über Ding-Geschichten vermitteln), von den eindeutigen Wartungsbedarfen und vieldeutigen Nutzungsversprechen der Dinge oder von den mal widerständigen, mal kooperativen Eigenschaften des Materials. Die Offenheit erstreckt sich auch auf eine praktizierte *Bewertungs- und Wertepluralität*, in der Werte als Sinn von Wertschöpfungsprozessen grundsätzlich erweiterbar und wandelbar sind. ‚Doing value‘ ist damit eine performative und spekulative Arbeit an den Werteverhältnissen. Kapitalistische, konsumistische oder dualistische Reduktionen des Werts von Dingen und menschlicher Arbeit auf rational-ökonomische, monetäre oder herrschaftssymbolische Kategorien werden hinter-

fragt und ent-rationalisiert. Demgegenüber werden die *Affizierung und Emotionalität* zugelassen und Eigenarbeit nicht nur zur funktionalen (Wieder) Herstellung von Dingen, sondern auch als Sorge-, Gemeinschafts-, Familien- und Beziehungsarbeit geleistet. Der emanzipatorische Zündstoff der fürsorgenden Eigenarbeit liegt meiner Ansicht nach vor allem im Zulassen-Können oder gar *Zulassen-Wollen von Zumutung*. Gerade um romantische Verklärungen zu vermeiden, sollte das Augenmerk stärker auf die körperlichen und mentalen Anstrengungen, den Verzicht auf Kontrolle (über die Dinge, die Situation, sich selbst), die Spannungen und Reibungen gerichtet werden, die sich Reparierende und Selbermachende zumuten. Sich die Dinge (und darüber die anderen Menschen und die Welt) mit all ihren Bedürfnissen und Erwartungen zuzumuten, ist der eigentliche Bruch mit den ‚negativen Freiheiten‘, die Karl Polanyi als Charakteristikum der Konsum- oder Marktgesellschaft (vgl. S. 183) beschreibt. Das Akzeptieren oder gar Einfordern von Zumutungen überwindet ein Stück weit die ‚Unübersichtlichkeit der Verhältnisse‘, indem Care-Beziehungen (oder wertschätzende Beziehungen, Resonanzbeziehungen, Fadenspiele) aufgebaut und sich Verantwortung als Respons-ability, als Antwort- und Resonanzfähigkeit entwickelt.

Sich etwas zuzumuten, bedeutet auch das Hinterfragen von Hierarchien, und zwar nicht (nur), um die eigene Position zu verbessern, sondern sich selbst hinterfragbar, kritikfähig und transformierbar zu machen. Nicht nur auf den drei Baustellen, sondern auch in den anderen Kapiteln dieses Buches wurde deutlich, dass Reparieren und Selbermachen auch viel mit Demut zu tun haben beziehungsweise der Fähigkeit, die Dinge (oder andere Menschen), so wie sie sind, zu akzeptieren und sich ihren Bedürfnissen auch mal unterzuordnen oder sich von ihnen leiten lassen zu können. Die Transformation von Dingen beim Reparieren oder Selbermachen ist nur dann möglich, wenn Kontrollbedürfnisse über die Dinge abgelehnt oder abgelegt und damit (implizit) hierarchische Mensch-Ding-Verhältnisse transformiert werden.

Wie bereits in der Einleitung beschrieben, skizziert Richard Sennett in seinem Buch „Zusammenarbeit“ (Sennett 2019: 285 ff) eine Typologie von Reparaturstrategien, die sich auch hier eignet, um verschiedene Verhältnis-Reparaturen im Sinne einer Schaffung nachhaltiger Verhältnisse zu beschreiben. Als *Restaurierung* definiert Sennett Praktiken der ästhetischen und funktionalen

Wiederherstellung des Originalzustands. Die *Sanierung* stellt nicht nur die Funktionalität und das Aussehen wieder her, sondern verbessert das Alte durch neue Elemente und Materialien, die ursprüngliche Form bleibt aber erhalten. Ein *Umbau* hingegen verändert oder transformiert den Reparaturgegenstand und schöpft, aufbauend auf dem Alten etwas Neues.

Ein normativer Begriff von Reparaturen als Praxis der Nachhaltigkeit bedeutet, darauf aufbauend, dass nicht nur Erhaltung oder Wiederherstellung fragiler (und bereits bestehender nachhaltiger) Verhältnisse und Beziehungen im Sinne von Sennetts Restaurationen vollzogen werden. Reparaturen nutzen vielmehr die durch Widersprüche erhöhte Fragilität von Verhältnissen und Ordnungen, um Versuche der Sanierung oder des Umbaus als eines ‚Selbermachens von nachhaltigeren Verhältnissen‘ zu unternehmen. Dabei werden solche neue Elemente eingefügt oder umfassendere Veränderungen vorgenommen, die (explizit oder implizit) normativen Nachhaltigkeitszielen entsprechen und nichtnachhaltige Verhältnisse destabilisieren. Reparaturen für nachhaltige Verhältnisse restaurieren oder sanieren erstens entweder solche Verhältnisse oder Beziehungen, in denen Care (für andere, für die Natur) praktiziert werden kann, oder sie bauen – zumindest in der alltäglichen Lebensführung und an den gemeinschaftlichen Orten – neue oder alternative Verhältnisse für die Performanz von Care. Nachhaltigkeitspraxis bedeutet zweitens, mehr Übersichtlichkeit in die oben erwähnte Unübersichtlichkeit der Verhältnisse hineinzubringen und die Konsequenzen des Handels über den Aufbau von Care-Beziehungen spürbarer und tragbarer zu machen. Die kulturelle Praxis der Nachhaltigkeit hat drittens auch mit einem Umbau narrativer Ordnungen und kultureller Identitäten zu tun. Es werden neue oder alternative Erzählungen und Imaginationen über Dinge und ihre Bedeutungen und Wertigkeiten geschaffen, in denen ihre (und die eigene) Transformierbarkeit durch Care-Verhältnisse außer Frage stehen. Das Reparieren nichtnachhaltiger Verhältnisse betrifft also im Wesentlichen das Restaurieren, Sanieren und Umbauen der Verhältnisse von Care-Arbeit.

1 Vgl. den Factsheet des Runden Tisch Reparatur RTR Factsheet: „Ökodesign und Reparatur: Wie das EU-Gesetz unser Recht auf Reparatur stärken kann“ (<https://runder-tisch-reparatur.de/wie-oekodesign-uns-das-recht-auf-reparatur-bringen-kann-und-was-2022-ansteht/>)

Das Recht auf Reparatur revisited

Das Schaffen nachhaltiger Care-Verhältnisse ist jedoch nicht den Akteur*innen allein zuzumuten, trotz ihrer Zumutungsbereitschaft. Eine Politisierung von Reparieren und Selbermachen anerkennt nicht nur die politische Praxis der Akteur*innen selbst, sondern politisiert auch die Machtverhältnisse, die durch die kritische und transformative Arbeit der Reparierenden und Selbermachenden zwar hinterfragt und partiell hintergangen, aber (bisher) nicht durchbrochen werden. Die Politisierung von Reparatur durch die organisierten Akteur*innen selbst hat mit der Forderung auf ein Recht auf Reparatur zwar ihren Weg bis auf die Agenda der Europäischen Union gefunden (vgl. S. 12), die bisher umgesetzte politische Regulierung der Reparatur-Verhältnisse bezieht sich jedoch vorwiegend auf spezifische Produkte (wie Waschmaschinen, Geschirrspüler, Fernseher) und bedeutet vor allem eine (marginale) Verbesserung der Bedingungen für professionelle Reparaturen (wie Lieferzeiten und Verfügbarkeit von Ersatzteilen)¹. Um nachhaltige Verhältnisse für Reparieren und Selbermachen als Eigen- und Care-Arbeit zu schaffen, ist die Regulierung der Produkteigenschaften und Produkt-Service-Systeme keineswegs ausreichend. Eine umfassendere Agenda bedarf aber auch des Reframings dessen, was mit Recht auf Reparatur gemeint ist.

Das Recht auf Reparatur lässt sich humanistisch und post-humanistisch deutlich erweitern. Dabei kann das in diesem Kapitel angestrebte tiefere Verständniss der kritischen Praktiken helfen, die problematischen Verhältnisse zu identifizieren, an denen politische Regulierung tätig werden kann, während die Einblicke in die transformativen Praktiken die Anschlussstellen für politische Förderung verdeutlichen. Aus der humanistischen Perspektive heraus stellt sich – jenseits der reinen Verbraucherpolitik – die Frage nach der nachhaltigen Wirtschaft-, Arbeits- und Zeitpolitik, die Eigen- und Care-Arbeit stützt statt sie zu erschweren oder zu marginalisieren. Ein ‚Menschrecht auf Reparatur‘ veranlasst dazu, Räume, Infrastrukturen und Produktdesigns für Eigenarbeit mindestens genauso zu fördern wie reine Produktions- und Konsuminfrastruk-

turen. Das post-humanistische Verständnis eines ‚Ding-Rechts auf Reparatur‘ rückt die Dinge in den Mittelpunkt der Betrachtung und spricht ihnen eine unveräußerbare Wertigkeit zu, die das Wort Abfall langfristig unnötig macht. Das Inwerthalten und Inwertsetzen von Dingen erfordern die Umgestaltung und Kreislaufführung von Produkt- und Stoffströmen, auch durch die Vernetzung und räumliche Ermöglichung von Ding-Bibliotheken und Räumen wertschöpfender Eigenarbeit. Auf Basis eines so diskursiv erweiterten Rechts auf Reparatur werden Versorgungssysteme zu Sorgesystemen, die das Sich-Kümmern um die Dinge (und die Ressourcen, aus denen sie bestehen sowie die Bedeutungen, die sie haben) zum Ziel haben.

